

ISSN 0259-7446
ÖS 58,-

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Thema:
Frauen und Medien**

**Gendering im
Journalismus**

**Weiblichkeit im
sowjetischen Film**

**Geschlechtsspezifische
Fernsehnutzung**

**Geschlechter-
konstruktionen
im Internet**

**Historische
Frauenzeitschriften
in Österreich**

Biographische Notiz

2/2000

Jahrgang 15

die
~~der~~Standard.at

Die Internetseite von Frauen für Frauen.



dieStandard.at ist die erste tagesaktuelle weibliche Website im deutschsprachigen Raum. Hier finden Sie keine Schminktipps oder Kochrezepte, sondern alles, was Frauen auf Ihrem Weg zum Erfolg nützt und unterstützt: Das Neueste aus Politik, Wirtschaft, Karriere, Finanzen, Wissenschaft, Weiterbildung und vieles mehr. Lassen Sie sich informieren und inspirieren. Schauen Sie rein.

dieStandard.at

medien & zeit

Inhalt

Das Gendering an der Arbeit
Geschichte und Systematik von Geschlechter-
konstruktionen im Journalismus 4
Elisabeth Klaus

Die Schöne und die Macht
Theatralisierung und Politisierung der
Weiblichkeit im sowjetischen Film
der 30er Jahre 15
Oksana Bulgakowa

Der Stellenwert des Fernsehens im
Alltag von Frauen und Männern 27
Waltraud Cornelißen

Geschlechterkonstruktionen in der
Aneignung und Anwendung des
Internet
Ergebnisse einer qualitativen Studie 40
Johanna Dorer

Von der Zeitschrift *Dokumente der
Frauen* zur Dokumentation von
Frauenzeitschriften 52
Christa Bittermann-Wille,
Helga Hofmann-Weinberger

Das stumme Geschlecht
Weibliche Idealbilder in Wiener Periodika,
Broschüren und Sittenschriften des späten
achtzehnten Jahrhunderts 63
Andrea Seidler

Biographische Notiz
Lili Réthi, Zeichnerin 69
Eckart Früh

Rezensionen 70

Impressum

Medieninhaber.

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442
<http://muz.pub.univie.ac.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Vorstand des AHK:

Univ.Doz. Dr. Wolfgang Duchkowitz (Obmann),
Gisi Icha (Obmann-Stv.),
Barbara Pilgram (Obmann-Stv.),
Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer),
Claudia Spitznagel (Schriftführerin),
Mag. Michaela Lindinger (Schriftführerin-Stv.),
Mag. Wolfgang Monschein (Kassier),
Bernd Beutl, Mag. Edith Dörfler, Dr. Norbert P. Feldinger,
Gerhard Hajisek, Herbert Hirner, Silvia Nadjivan,
Mag. Wolfgang Pensold, Dr. Thomas Steinmaurer,
Dr. Herwig Waltsch

Redaktion:

Mag. Edith Dörfler, Silvia Nadjivan,
Elisabeth Smolak, Mag. Margit Wolfberger

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ. Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Prof. PhD. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Dr. Robert Knight (London),
Univ. Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Edmund Schulz (Leipzig),
Prof. emer. Dr. Robert Schwarz (S. Palm Beach, Florida)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): öS 58,-

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 195,-
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 270,-

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 140,-
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 220,-

Bestellung an:

Medien & Zeit, A-1180 Wien, Postfach 442
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Uni-Shop im NIG

*Deine Fachbuchhandlung für Publizistik- und
Kommunikationswissenschaften*

*Dein Vorteil ist unser Ziel:
mehr Bücher, mehr Skripten, mehr Service*

Uni-Shop im NIG

1010 Wien
Universitätsstraße 7
Tel.: 42 77 / 298 13

Öffnungszeiten

Montag 8.30 bis 18.30 Uhr
Dienstag bis Donnerstag
8.30 bis 17 Uhr
Freitag 8.30 bis 15 Uhr

Fachbücher

Wir haben unsere Publizistik-Abteilung erweitert! Ab sofort findest Du bei uns eine noch größere Auswahl an Fachliteratur für Dein Studium. Sollte trotzdem einmal ein Titel nicht lagernd sein, bestellen wir natürlich jedes gewünschte Buch. Außerdem gibt es für etliche Bücher Hörscheine, mit denen Du bei uns 20 % weniger zahlst.

Skripten

Für zahlreiche Lehrveranstaltungen bekommst Du bei uns Skripten zu günstigen Preisen. Wir erweitern unser Angebot laufend und bemühen uns, möglichst aktuelle Skripten anzubieten. Damit Du Dich optimal auf Prüfungen vorbereiten kannst, sind unsere Skripten von den Professoren vidiert. Außerdem beraten wir Dich gerne, wenn Du nicht sicher bist, was Du zur Prüfungsvorbereitung brauchst.

Service

Kompetente Beratung beim Einkauf
Bestellung und Versand
Kopiererbetreuung vor Ort

WUV

UNIVERSITÄTSVERLAG

Berggasse 5
A-1090 Wien
Tel.: 0043 / 1 / 310 53 56
Fax: 0043 / 1 / 319 70 50

Editorial

Dieses Heft widmet sich dem Schwerpunkt *Frauen und Medien*, wobei thematisch ein Bogen von Produktion bis Rezeption – unter Berücksichtigung der Gender-Perspektive – gespannt wird. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, von frühen Frauenzeitschriften bis zu Internet-Userinnen von heute.

Elisabeth Klaus beschäftigt sich in ihrem Beitrag „Das Gendering an der Arbeit“ mit der Entwicklung der Rollenzuweisung von Journalistinnen. Die politische Instrumentalisierung von Weiblichkeit im sowjetischen Film der 30er Jahre ist Gegenstand des Artikels „Die Schöne und die Macht“ von Oksana Bulgakowa. Das geschlechtsspezifische Rezeptionsverhalten von FernseherInnen untersucht Waltraud Cornelißen; ist diese Dimension noch von passivem Gebrauch geprägt, so tun sich mit den sogenannten „neuen“ Medien auch neue Rezeptionsmöglichkeiten auf. Dies zeigt der Projektbericht von Johanna Dorer, welche den Zugang von Frauen zum Internet analysiert.

Schließlich präsentieren Christa Bittermann-Wille und Helga Hofmann-Weinberger einen Überblick über historische Frauenzeitschriften und deren Dokumentation in Österreich; Andrea Seidler wirft einen Blick auf die Vermittlung von weiblichen Idealbildern des 18. Jahrhunderts in Wiener Periodika, Broschüren und Sittenschriften.

Insgesamt lassen die ausgewählten Beiträge auch erkennen, inwieweit sich die (oft eigene) Zuordnung von Rollenbildern und Klischees auf Kommunikatorinnen- und Rezipientinnenebene geändert haben oder eben gleich geblieben sind.

EDITH DÖRFLER
SILVIA NADJIVAN
ELISABETH SMOLAK
MARGIT WOLFSBERGER

Das Gendering an der Arbeit

Geschichte und Systematik von Geschlechterkonstruktionen im Journalismus

Elisabeth Klaus

Abgebrüht, furchtlos, trinkfest, hemmungslos und neugierig – so malte Hollywood in den 20er Jahren das Bild vom Reporter als Großstadthelden.¹ Die harten, schnellen Männer, die dem Geschäft der Wahrheitsfindung kompromißlos nachgingen, waren Geschöpfe von Journalisten, die als Drehbuchautoren ihr Ideal vom Journalistenberuf auf der Leinwand verewigten. Billy Wilder, die Gebrüder Mankiewicz oder Samuel Fuller hatten als Journalisten ihre berufliche Laufbahn begonnen. Alle projizierten sie Merkmale prototypischer Männlichkeit in die von ihnen geschaffenen Journalistenrollen. Nur der Medienkritiker und Rezensent wich davon markant ab: Der „Kritiker war entweder weibisch oder gleich eine Frau, und als der Chefredakteur Clark Gable in ‚After Office Hours‘ seiner Musikrezensentin Constance Bennett etwas Gutes antun wollte, da promovierte er sie zur Klatschreporterin.“²

Frauen hatten an der Herausbildung des Journalismus nur einen geringen Anteil und waren allenfalls in den Randbereichen des Berufsfeldes geduldet. Das zeigen besonders deutlich die 20er Jahre. Die damalige Entwicklung hat bis heute Nachwirkungen und verdeutlicht darüber hinaus, wie sich das Gendering im Journalismus vollzieht, das heißt welche Bedeutung der Kategorie Geschlecht in den Medien zukommt, und wie sich Konstanz und Wandel in der Stellung von Journalistinnen genauer untersuchen lassen.

Historische Verortung: Der Journalist – ein Mann der Tat

Die 20er Jahre, in denen die Massenmedien und der Journalismus sich rasant entwickelten und

ausdifferenzierten, haben auch im deutschsprachigen Raum die Vorstellungen von den Medienakteuren tiefgreifend geprägt. Aus dieser Zeit stammen die ersten Daten über die Zahl der Journalistinnen. Der Reichsverband der Deutschen Presse hatte 1925 78 bzw. 2,5% weibliche Mitglieder.³ 1930 hatte sich diese Zahl auf 126⁴ und 1932 auf 222⁵ erhöht. Eine Auszählung der Rubrik „Mitgliederbewegungen“ im Fachorgan *Deutsche Presse* bestätigt diese Tendenz.⁶ Der Frauenanteil bei den „Mitgliederbewegungen“ betrug 1922 2,1%, 1925 3,4%, 1928 3,7% und 1932 4,9%. Die Daten unterschätzen jedoch die tatsächliche Zahl der Berichterstatteuerinnen und Redakteurinnen, weil nur ein kleiner Teil der journalistisch Tätigen überhaupt organisiert war. Das galt insbesondere für die Journalistinnen, weil die Berufsorganisationen zunächst keine Frauen als Mitglieder zugelassen hatten. Nachweisbar ist jedoch, daß im Laufe der 20er Jahre die Zahl und der Anteil der Journalistinnen kontinuierlich anstieg. Das steigende Interesse von Frauen am JournalistInnenberuf zeigt sich auch darin, daß sich 1929 38 Frauen unter den Studierenden der deutschen Zeitungswissenschaft fanden, was immerhin einem Anteil von 18,4% entsprach.⁷

Parallel zur steigenden Zahl der Journalistinnen in der Weimarer Republik entspann sich in beiden Pressfachzeitschriften *Deutsche Presse* und *Zeitungs-Verlag* eine rege Debatte zur „Frauenarbeit in der Presse“, die eingebettet war in Diskussionen um die Frau als Zeitungsleserin sowie die Einrichtung von Frauenbeilagen und Frauenseiten.⁸ Eine Schlüsselstellung nimmt dabei die Internationale Presseausstellung 1928 ein, die

¹ Claudius Seidl: *Der Sinn für Whiskey und Poesie*. In: *Spiegel Spezial* 1/1995, S. 142-143.

² Seidl, S. 143.

³ Annaliese Zander-Mika: *Frau und Presse*. In: Walther Heide (Hg.): *Handbuch der Zeitungswissenschaft*, Bd. 1. Leipzig 1940, S. 1167; Otto Groth: *Die Zeitung. Ein System der Zeitungskunde (Journalistik)*, Bd. 4. Mannheim-Berlin-Leipzig 1930, S. 73.

⁴ Annie Juliane J. Richert: *Das Berufsboroskop der Journalistin*. In: *Deutsche Presse* 41/1930, S. 549.

⁵ Cornelia Matzen: *Bestaunte Exotinnen*. In: *Journalist* 5/1996, S. 41.

⁶ Die Angaben basieren auf einer eigenen Erhebung. Bei den Daten handelt es sich um hochgerechnete Durchschnittswerte auf Basis jeder fünften Ausgabe der Zeitschrift.

⁷ Zander-Mika, S. 1167.

⁸ vgl. das Themenheft „Die Frau in der Presse“ der *Deutschen Presse* 41/1930; Jona Teichmann: *Eine Seite für die Welt der Frau. Frauenbeilagen in der Weimarer Republik*. Diplomarbeit am Institut für Journalistik der Universität Dortmund, 1989.

sich in einem eigenen Ausstellungsteil dem Thema „Frau und Presse“ widmete.⁹ In diesem Zusammenhang schlossen sich erstmals auch Journalistinnen zur Vertretung ihrer Interessen zusammen.¹⁰

Über die konkreten Arbeitsbedingungen der Journalistinnen in den 20er Jahren ist wenig bekannt. Die Bezahlung der Journalistinnen ist „theoretisch die gleiche wie die der männlichen Kollegen“, schreibt eine der damals aktiven Redakteurinnen, „wenn ich auch annehmen möchte, daß in der Praxis vielfach die festgestellten weiblichen Redakteure hinter den männlichen zurückstehen“.¹¹ In zeitgenössischen Veröffentlichungen finden sich Hinweise auf die schlechte Bezahlung und die fehlende Altersabsicherung vor allem derjenigen Journalistinnen, die keine Festanstellung hatten.¹² Aber selbst die festangestellten Journalistinnen waren de jure nicht immer den Kollegen gleichgestellt, wie ein Tarifvertrag von 1922 belegt. Der §5 des Breslauer Tarifs lautete: „Weibliche Redakteure erhalten das Gehalt der männlichen Redakteure abzüglich 20%.“¹³

Viel mehr als über die konkreten Arbeitsbedingungen der Journalistinnen ist über ihre Arbeitsfelder und die ihnen zugewiesenen journalistischen Aufgaben bekannt. Obwohl einzelne Journalistinnen darauf hinwiesen, daß Frauen für alle journalistischen Tätigkeiten geeignet seien, erfolgte eine rigide Reglementierung der den Frauen zugänglichen Arbeitsfelder. Journalistische Kompetenzen wurden ihnen nur in Teilbereichen des Berufsfeldes zugestanden. Aufgeschlossener Publizisten wie Otto Groth sprachen der Frau zwar eine „gewisse journalistische Begabung“¹⁴ zu, schränkten aber ein: „der rückhaltlosen Hingabe an den Beruf hält die weibliche Natur immer noch schwer stand.“¹⁵ Vor diesem Hintergrund arbeiteten Frauen nur in wenigen Medienbereichen und Ressorts:

Frauen hatten an der Herausbildung des Journalismus nur einen geringen Anteil und waren allenfalls in Randbereichen geduldet

Frauen gibt es nur wenige am rein politischen und Handelsteil, einige betätigen sich in der lokalen Berichterstattung oder Redaktion oder als Allgemeinkorrespondentinnen oder Allgemeinredakteurinnen. Aber die Frauen sind sogar trotz der großen Zahl der Schriftstellerinnen auch im Feuilleton, wo sie hauptsächlich als Kunst-, Theater- und Musikrezensentinnen verwendet werden, nicht häufig. Und man könnte doch meinen, daß ihnen diese Tätigkeit bei ihrem Subjektivismus und ihrer Fähigkeit zu plaudern naheliege (Hervorb. – E.K.). In der Hauptsache wirken sie als Leiterinnen von Hauswirtschafts-, Frauen-, Kinder- und Modebeilagen, auf den Gebieten der Frauenbewegung, sozialen Fürsorge usw.“¹⁶

Die Zulassung von Frauen zum Beruf erfolgte auf Basis einer geschlechterstereotypen Rollenzuweisung, der zufolge die „weibliche Natur“ oder der

„weibliche Charakter“ nur für wenige Berufsfelder geeignet erschien. So nannte Trost in ihrem Buch „Frauenarbeit in Zeitung und Buchhandlung“ vor allem drei journalistische Aufgabengebiete, in denen Frauen wirken könnten: als Redakteurin der Frauenbeilagen sowie – mit Einschränkung – auch im Lokalen und im Feuilleton („hier ist der Mann scharfer Konkurrent“).¹⁷

Trotz solcher rigider Geschlechterdefinitionen erhöhte sich jedoch die Zahl der Journalistinnen und einzelne erlangten Zugang zu den innen- und außenpolitischen Redaktionen, zur Gerichts- und Wirtschaftsberichterstattung.¹⁸ Einen Hintergrund dieser Entwicklung bildete der journalistische Arbeitskräftemangel. 1920 plädiert ein Redakteur dafür, Frauen generell als politische Redakteurinnen einzustellen: „Natürlich denke ich nicht daran, unsere Kollegen verdrängen zu wollen... Aber alle Bemühungen reichen nicht aus, die außerordentlich starke Nachfrage nach Redakteuren zu befriedigen.“¹⁹ Weiters

⁹ vgl. dazu u.a. Emmy Wolff (Hg.) *Frauengenerationen in Bildern*, Berlin 1928; Kurt Koszyk: *Die PRESSE – Großereignis von olympischem Ausmaß*. In: *Die Zeitung* Oktober 1992, S. 7-8.

¹⁰ Richert, S. 549.

¹¹ zit. in: Matzen, S. 45.

¹² vgl. beispielsweise Richert, S. 549; Groth, S. 74.

¹³ „Der Neue Breslauer Tarif“ abgedruckt in *Deutsche Presse* 1-2/1922 vom 13.1.1922, S. 13.

¹⁴ Groth, S. 71.

¹⁵ Groth, S. 74.

¹⁶ Groth, S. 73.

¹⁷ Klara Trost: *Frauenarbeit in Zeitung und Buchhandel*, Berlin-Wilmersdorf 1923, S. 34.

¹⁸ vgl. dazu Elisabeth Klaus: *Auf der Suche nach den frühen Journalistinnen*. In: Romy Fröhlich (Hg.): *Der andere Blick. Aktuelles zur Massenkommunikation aus weiblicher Sicht*, Bochum 1992.

¹⁹ Adolf Braun: *Redakteurinnen*. In: *Mitteilungen des Verbandes der Arbeiterpresse* 194/1.5.1920, S. 6.

war mit der Weimarer Verfassung, die Frauen das aktive und passive Wahlrecht zusprach, die Frau als politisches Subjekt entdeckt, das der vorherrschenden Meinung zufolge am besten durch ihre Geschlechtsgenossinnen anzusprechen war. Hinzu kam, daß in dieser Zeit Frauen als erste Zielgruppe der Medien und Medienforschung entdeckt wurden. Diese Entwicklungen führten dazu, daß mehr Frauen als Journalistinnen eingestellt wurden, ohne daß dominante Geschlechterdefinitionen deshalb notwendig überarbeitet werden mußten.

Zusammenfassend kann für die 20er Jahre, in denen sich die Grundzüge des heutigen Journalismus herausbilden, festgehalten werden, daß Frauen zwar einen Anteil am Journalismus jener Jahre hatten, von Gleichberechtigung aber nicht gesprochen werden kann. Der Prototyp des Journalisten blieb noch viele Jahre lang Hollywoods „Mann der Tat“ oder Dovifats „Mann der Öffentlichkeit“.²⁰ Wie selbstverständlich wurde der Publizist und Journalist in Deutschland bis in die 50er Jahre hinein als Mann gesetzt. Frauen wurden demgegenüber nur wenige Arbeitsfelder zugewiesen, die „weiblich“ konnotiert waren und zugleich in der Hierarchie der Medienorganisationen gering bewertet wurden.²¹ Als Folge davon waren Frauen an der Entwicklung der Regeln, Normen und Werte, die den Journalismus geprägt haben, kaum beteiligt. In dieser Zeit zeigt sich besonders deutlich ein „Gendern“ des Berufsfeldes, das nach wie vor wirksam, allerdings heute viel weniger offensichtlich ist. Wie können diese zumeist versteckten vergeschlechtlichten Subtexte journalistischer Tätigkeit untersucht werden?

Dem Gendern auf der Spur

Ang und Hermes haben in ihrem programmatischen Aufsatz „Gender and/in Media Consumption“ zwischen Geschlechterdefinitionen, Geschlechterpositionierungen und Geschlechteridentifikationen unterschieden.²² Obwohl sie ihre Ausführungen auf den Medienkonsumtions- und -rezeptionsprozeß beziehen, läßt sich das von ihnen entwickelte Instrumentarium auch auf den

journalistischen Produktionsprozeß anwenden. Nur die Geschlechteridentifikationen beziehen sich direkt auf die sozialen Subjekte und ihr Handeln. Geschlechterdefinitionen verweisen demgegenüber auf den Vorrat an kulturellen Vorschriften, die vermitteln, was es jeweils heißt, „wie ein Mann“ oder „wie eine Frau“ zu handeln. Das ermöglicht es zu untersuchen, wie in die Medientexte kulturelle Vorgaben von Weiblichkeit und Männlichkeit Eingang finden und zwar unabhängig davon, ob das den MedienakteurInnen bewußt ist.

Geschlechterdefinitionen

Die Geschichte des Journalismus ist reich an Beispielen der Verwendung von Geschlechterstereotypen im Professionalisierungsprozeß. Die enge Zuweisung journalistischer Aufgaben an Frauen gemäß der „weiblichen“ Natur in den 20er Jahren liefert dafür anschauliche Beispiele. Relativ gut dokumentiert sind die bis in die unmittelbare Gegenwart reichenden Diskussionen darüber, ob Frauen Nachrichten sprechen oder Sportsendungen moderieren können. Das Nachrichtenschreiben und -sprechen lag der Frau angeblich von Natur aus nicht: zu wenig gefühlbetont, zu unpersönlich und sachlich, urteilte Otto Groth,²³ eine Aussage, die Karl Heinz Köpcke fast 45 Jahre später nahezu gleichlautend wiederholte: „Eine Nachricht verlangt vom Sprecher sachlich unterkühlte Distanz, Frauen aber sind emotionale Wesen“.²⁴ Die Bestellung von Wibke Bruhns zur ersten Nachrichtensprecherin im deutschen Fernsehen 1971 löste heftige Diskussionen aus. Sie erinnert sich in einem Interview:

Der Aufruhr, der dann durch das ganze Land ging, war wirklich absurd. Das ZDF mußte meinen Auftritt sogar mit meinem handfesten journalistischen Hintergrund rechtfertigen. Das fand ich so übertrieben. Aber die Nachrichten waren eine reine Männerdomäne und ich hatte es gewagt, dort einzubrechen. Die Nachrichten waren wie ein Evangelium mit einer klösterlichen Regelfindung. Sie sollten über jeden Verdacht des Persönlichen erhaben sein und schon allein die Tatsache, daß ich eine Frau

²⁰ Emil Dovifat: *Die publizistische Persönlichkeit* (1956). In: Ders.: *Die publizistische Persönlichkeit*. (Hg. von Dorothee von Dädelsen), Berlin-New York 1990.

²¹ vgl. dazu Wilmont Haacke: *Journalist*. (= Blätter zur Berufskunde, Bd. 2, hg. von der Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg) (5. Auflage) Bielefeld 1971.

²² Ien Ang/Joke Hermes: *Gender and/in Media Consumption*. In: J. Curran/M. Gurevitch (Hg.): *Mass Media and Society*, London 1991.

²³ Groth, S. 74.

²⁴ zit. in Erich Küchenhoff: *Die Darstellung der Frau und die Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen*, Stuttgart 1975.

bin, brachte hier angeblich die persönliche Farbe rein.²⁵

Obwohl inzwischen etwa 30% der NachrichtensprecherInnen Frauen sind, behauptete noch Mitte der 90er Jahre Alexander Niemetz (*heute-journal*) gegenüber einem Schweizer Boulevardblatt „Frauen werden vom Publikum als Moderatoren von News-Sendungen nicht akzeptiert“.²⁶

Ähnlich steinig verlief die Zulassung von Frauen zu den Sportsendungen. Der Sport, insbesondere der Fußball, mit der Betonung von Körperlichkeit, Aktion und Wettkampf, ist in besonderem Maße männlich konnotiert. Carmen Thomas, die erste Frau, die in den 70er Jahren das *Aktuelle Sportsstudio* (ZDF) moderieren durfte, mußte die Sendung sehr bald wieder verlassen. Grund war ein einziger Versprecher: Statt „Schalke 04“ hatte sie den traditionsreichen Fußballverein mit „Schalke 05“ vorgestellt. Der Versprecher bestätigte die Erwartung, daß Frauen unfähig seien, qualifiziert über Sportereignisse zu berichten, und wurde so zum Prüfstein ihrer Qualifikation. Nicht viel besser erging es den nächsten Ko-Moderatorinnen der Sendung, Joan Haanappel und Sissy de Mas, die das *Aktuelle Sportsstudio* 1981 nach nur sechs Sendungen wieder verließen. Der damalige Leiter der Redaktion, Hanns-Joachim Friedrichs, brachte in seiner Stellungnahme die geschlechtsgebundenen Erwartungen an die Moderatorinnen offen zum Ausdruck: „(...) ich hatte manchmal das Gefühl, als ob Joan und Sissy ‚überpräpariert‘ an den Start gegangen seien, vollgestopft mit irrelevantem Zeug aus der Fachpresse. Ein bißchen mehr intelligente Ahnungslosigkeit, eloquente Naivität statt angestrebter Fachlichkeit, das hätte den Unterschied zu den meisten der anderen Moderatoren deutlich gemacht.“²⁷ Die Wortwahl verrät, daß der Bewertung, unabhängig von der tatsächlichen Moderationsleistung, Geschlechterdefinitionen zugrunde liegen. Daß sorgfältige Vorbereitung und Fachwissen negativ bewertet und statt dessen Naivität und Ahnungslosigkeit erwartet werden – woran auch die adjektivische Qualifizierung nichts ändert –, ist für die Beurteilung eines

Sportmoderators undenkbar. Peter Jensen (ARD), damals Leiter der Berichterstattung zur Fußball-Europameisterschaft, begründete das Fehlen von Frauen in der Fußballberichterstattung noch 1992 mit: „Und wenn da eine Frau Fuß fassen will, dann muß sie nicht nur mindestens so gut sein wie ihre männlichen Kollegen. Sie muß darüber hinaus auch noch sehr hübsch sein. Sonst können wir (sic!) sie nicht auf den Bildschirm lassen.“²⁸

In den Diskursen über die Nachrichten- und Sportmoderation wird ein männlicher – distanzierter, sachlicher, informierter und schneller – Journalistentypus einem weiblichen – emotionalen, schönen, unsachlichen, wenig informierten, zur Distanz unfähigen – Journalistintypus entgegengestellt. Der Geschlechterdualismus wird so durch die Konstruktion von Weiblichkeit als potentieller Gegensatz zu journalistischer Professionalität reproduziert. Die Politikberichterstatteerin Carola Stern hat geschildert, wie schwer es für Frauen ist, in diesem männerdominierten Arbeitsgebiet eine selbstbewußte Identität zu finden: „Als ich in den Herrenclub des politischen Journalismus kam, hörte ich’s zuerst hintenherum, dann auch direkt: Gewiß, recht tüchtig, aber keine Frau! Von Politik versteht sie etwas, aber sehr unweiblich, nicht wahr? Ich hoffe, Sie alle können verstehen, was das für eine junge Frau bedeutet, es tangiert die Selbstsicherheit und es verkrampft.“²⁹

Die Entgegensetzung von traditionellen Weiblichkeitsvorstellungen und zentralen Merkmalen journalistischer Professionalität findet sich auch mit anderen Vorzeichen. Als Sabine Christiansen 1987 zur *Tagesthemen*-Moderatorin (ARD) ernannt wurde, stand ihre Qualifikation jahrelang zur Disposition. Der Spiegel titelte: „Die Sendung mit der Maus“ und „Aufstieg im Nährkränzchen“³⁰. Das Nachrichtenmagazin wie auch die alternative Berliner *tageszeitung* verknüpften ihre Kritik immer wieder mit Verweisen auf Christiansens Haarfarbe („Blondmaus“) und ihre vorjournalistische Arbeit in einem „typischen“ Frauenberuf („Ex-Stewardess“). Eine verquaste

²⁵ Interview in Carmen Sitter: „Die eine Hälfte vergift man(n) leicht!“ *Zur Situation von Journalistinnen in Deutschland*, Pfaffenweiler 1998, S. 463f.

²⁶ zit. in: Brigitta Huhnke: *Stammischgebaren unter grauen Medienmännern. Patriarchale Strukturen in der Fernsehwelt. Oder warum für die Realität von Mädchen und Frauen kaum Platz ist*. In: *Frankfurter Rundschau* 269/1995, S. 15.

²⁷ ‚Aktion Klartext‘ (Hg.): *Protokoll des Seminars „Frauen*

und Sport – Frauen und Sportberichterstattung“ (= Schriftenreihe der Aktion Klartext e.V., Bd. 5), Bielefeld 1984, S. 110.

²⁸ Interview in der *BWZ* 23/6.-12.6.1992.

²⁹ Carola Stern: *Gleichheit und Verschiedenheit sind keine Gegensätze. Rede auf dem 22. Evangelischen Kirchentag*, Teil II. In: *Frankfurter Rundschau* 147/30.6.1987, S. 10.

³⁰ in: *Der Spiegel* 23/1994, S. 118-126.

Mischung von geschlechtsspezifischen Erwartungen und journalistischer Kritik an Christiansen findet sich in einem *Zeit*-Interview.³¹ Der Interviewer konfrontiert Sabine Christiansen mit ihrem Ruf als „unnahbare Nachrichtenfrau“: Interviewer: „Da fragt man sich (angesichts der täglichen Schreckensmeldungen), was an so einem Abend hinter der Fassade der Christiansen so menschelt.“ Christiansen gibt die Frage zurück: „Wieviel Regung muß ein Nachrichtenmoderator denn zeigen? Muß er weinen bei Schreckensmeldungen?“ Der Interviewer: „Außer daß man Sie gelegentlich als Eisschrank der ARD bezeichnet hat, hat man besonders Ihre Interviewführung oft kritisiert.“ Dann im weiteren Verlauf die Frage: „Müssen Frauen sich ihrer weiblichen Eigenschaften entäußern, wenn sie in dieser Gesellschaft was werden wollen? Muß man männliche Denk- und Verhaltensmuster übernehmen?“ Christiansen fragt wieder zurück: „Was würden Sie erwarten? Mütterlichkeit?“ Antwort: „Sagen wir mal: Fürsorglichkeit, Wärme, Menschlichkeit. Mütterlichkeit läßt sich da schlecht abtrennen.“ Wenig später: „Wir hatten überlegt, Sie von Helmut Newton fotografieren zu lassen. Um mal zu sehen, zu wieviel Erotik er Sie überreden kann. Wie weit würden Sie gehen?“ Und: „Würden Sie das Weibchen im Fernsehen gerne mal ausspielen können?“

Die Kritik an Christiansen zeigt sich in der Vermischung von Geschlechterdefinitionen, Männerprojektionen und journalistischen Anforderungen als ungewöhnlich gewöhnlich.³² Irgendwann wurde es ruhiger um „Miß Themata“ – bis zu ihrem Ausscheiden aus der Sendung und dem Beginn der *Sabine Christiansen-Show* 1997, der ersten politischen Talkshow im deutschen Fernsehen, die nach einer Frau benannt wurde. Dann entbrannten die Diskussionen um Christiansens journalistische Kompetenz erneut. Während die Definitionen von traditioneller Männlichkeit einerseits und journalistischer

Kompetenz andererseits keine Reibungspunkte aufweisen, markieren Professionalität und Weiblichkeit bis heute zwei Pole: „Je professioneller Frauen auftreten, desto mehr Angriffsfläche bieten sie männlichen Projektionen, sie als nichtweiblich bzw. maskulin abzuqualifizieren. Je ‚weiblicher‘ Frauen agieren, desto deutlicher wird ihnen unterstellt, daß es ihnen an Professionalität mangelt.“³³ Allerdings zeugen die an solchen Zuordnungen entbrannten Diskussionen auch davon, daß diese Bedeutungsproduktionen keineswegs spannungs- und widerspruchsfrei sind. Geschlechterstereotype stellen nur einen – besonders offensichtlichen – Teil der kulturell jeweils zur Verfügung stehenden Geschlechterdefinitionen dar, die Journalisten und Journalistinnen prinzipiell eine große Bandbreite widersprüchlicher und auch überlappender Handlungsmöglichkeiten zugestehen. Sie liefern überindividuelle Vorstrukturierungen des journalistischen Handlungsraumes, dessen konkrete Ausgestaltung aber von vielen weiteren Bedingungen abhängt.

In besonderem Maße sind Frauen für Medienprodukte zuständig, in denen es um sogenannte Frauenthemen geht

Geschlechterpositionierungen

Wiederum gibt die Geschichte der Profession am deutlichsten darüber Auskunft, wie Frauen in die Ränder und Nischen des Berufes und Männer in sein Zentrum plaziert wurden, wie also Geschlechterdefinitionen und Geschlechterpositionierungen im journalistischen Berufsfeld eine folgenreiche Verbindung eingingen. Auf Basis der Beschreibung typisch „weiblicher“ und „männlicher“ Aktionsräume und Aktionsradien wurden die als Männer und Frauen identifizierten sozialen Subjekte unterschiedlich positioniert und hierarchisch eingeordnet. So gelten Frauen als eher unterhaltungsorientiert und sind auch stärker in den Ressorts vertreten, in denen Unterhaltendes produziert wird. Zuständig sind sie in besonderem Maße für Medienprodukte, in denen es um sogenannte Frauenthemen geht. Zugleich wird in der durch die Aufklärung inspirierten Medienbewertung die Information höher bewertet und gilt als wichtiger als die Unterhaltung. Entsprechend genießt die Nachrichten- oder Wirtschaftsredaktion ein höheres Prestige und

³¹ in: *Zeit-Magazin* vom 29.10.1993.

³² Eine ausführlichere Argumentation findet sich in dem unveröffentlichten Vortragsmanuskript „Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht im Journalismus. Oder: Kann Sabine Christiansen eine herausragende Journalistin sein?“, das bei der Autorin angefordert werden kann.

³³ Marie-Luise Angerer u.a.: *Frauen in der Audiovision. Kurzfassung der Studie „Frauen in der österreichischen Medien- und Kulturindustrie“*. In: *Medien Journal* 2/1995, S. 10. (Ebenfalls unter dem Titel: „Frauen in der österreichischen Medien- und Kulturindustrie“. In: *Medien & Zeit* 1/1995, S. 18-27.

Ansehen als das Feuilleton oder die Familienredaktion, qualifiziert eher für eine Karriere und hält mehr Gratifikationen bereit. Das erklärt auch, warum der Einzug von Frauen in diese Ressorts besonders hart umkämpft war.

Offen ausgesprochene geschlechtsgebundene Erwartungen an Journalistinnen sind heute nicht mehr die Regel, aber sie sind auch keine Seltenheit. Die Aktivierung traditioneller Geschlechterdefinitionen im Arbeitsalltag konfrontiert die journalistisch arbeitenden Frauen mit ambivalenten und widersprüchlichen Anforderungen, die sie gleichzeitig gar nicht alle erfüllen können. Journalistinnen sind heute nirgendwo mehr undenkbar, aber sie werden in einer spezifischen Weise gedacht, die häufig noch einem überkommenen Frauenbild entspricht. Die Folge einer solchen Positionierung ist, daß in den gleichen Arbeitsrollen von ihnen partiell ein anderes Verhalten und andere Leistungen erwartet werden als von ihren Kollegen, und ihre Qualifikation und Arbeitsleistung entsprechend unterschiedlich bewertet wird. Diese andere Erwartungshaltung führt nicht nur zu einer „besonderen“ Beurteilung von Journalistinnen, sondern zu ihrer Minderbewertung. Ausdruck solcher Positionierungen ist der nach wie vor geringe Frauenanteil in Leitungspositionen, insbesondere in den prestigeträchtigen Medien und Ressorts, obwohl Journalistinnen durchschnittlich besser qualifiziert sind als ihre männlichen Kollegen. Zugleich erhalten sie für dieselben Tätigkeiten im Monat 500,- DM weniger als ihre männlichen Kollegen und haben anders als jene mit 35 Jahren „ihren Aufstieg bereits verpasst“.³⁴

Noch immer haben in Deutschland und in Österreich³⁵ jene beiden Ungleichungen Bestand, die Irene Neverla und Gerda Kanzleiter bereits 1984 aufgemacht haben.³⁶ Zum einen: Je prestigeträchtiger eine Position im Medienbereich, je höher die Macht- und Weisungsbefugnisse und je besser die Bezahlung, um so weniger Frauen finden sich dort. Diese vertikale Pyramide läßt sich

für alle Medienbetriebe nachweisen, allerdings auf unterschiedlichem Niveau. Zum anderen: Je weniger ein Ressort im Zentrum des Berufes steht, um so höher der Frauenanteil in diesen Redaktionen. Je weniger Themen als Kernthemen angesehen werden, um so eher wird eine Frau darauf angesetzt. Diese „horizontale“ Segmentierung war Ende der 70er Jahre so deutlich, daß Neverla/Kanzleiter zu Recht von „Frauennischen“ und „männlichen Sperrgebieten“ sprachen. Noch immer weisen die Politik-, Wirtschafts-, Wissenschafts- und Sportredaktionen unterdurchschnittliche Frauenanteile auf. Von „Sperrgebieten“ darf aber höchstens noch in bezug auf das Sportressort geredet werden, in dem weniger als 10% Frauen tätig sind. Im Widerspruch zu einer verbreiteten Ansicht arbeitet die Mehrzahl der Frauen im Journalismus heute genau wie ihre Kollegen in den klassischen Ressorts und nicht etwa in den Nischen des Berufes, konzentriert sich also nicht in den Familien-, Frauen-, Gesellschaftsressorts.³⁷

Auf Basis von dominanten Geschlechterdefinitionen werden Journalistinnen mit ambivalenten Anforderungen konfrontiert, die ihnen ein Mehr an Professionalität und Einsatzbereitschaft abverlangen. Die Kopplung von traditionell „weiblichen“ Eigenschaften an journalistische Rollenanforderungen hat zur Folge, daß Journalistinnen für die gleiche Arbeit oft nicht dieselbe Anerkennung finden wie ihre Kollegen. Durch die Folie Geschlecht betrachtet, erscheinen ähnliche professionelle Verhaltensweisen unterschiedlich. Dieses Problem wird in einer österreichischen Studie von fast allen Medienfrauen (91,3%) benannt und steht damit an erster Stelle der geschlechtsspezifischen Arbeitskonflikte.³⁸

Auch die Sportmoderatorin Sissy de Mas sah sich seitens des Publikums und der Journalistenkollegen widersprüchlichen Erwartungen ausgesetzt:

Wir sollen die Männer nicht nachmachen, wir sollen aber auch nicht nur Frauen sein. (...) Wenn wir

³⁴ vgl. Siegfried Weischenberg/Susanne Keuncke/Martin Löffelholz/Armin Scholl: *Frauen im Journalismus. Gutachten über die Geschlechterverhältnisse bei den Medien in Deutschland*, Stuttgart 1994.

³⁵ vgl. Johanna Dorer: *Development and Status Quo of the Professional Situation of Women in Austrian Journalism. An Overview*. In: Romy Fröhlich/Sue A. Lafky (Eds.): *Gender, Culture and Journalism. A Study of Industrialized Nations*, Mellen Press 2000. (in Druck)

³⁶ Irene Neverla/Gerda Kanzleiter: *Journalistinnen. Frauen in einem Männerberuf*. Frankfurt a.M.-New York 1984.

³⁷ vgl. dazu Elisabeth Klaus: *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus*, Opladen-Wiesbaden 1998; Margret Lünenborg: *Informationsverarbeitung als Ausschlussprogramm? Erforderliche Veränderungen zur Beschreibung der Lebenssituation von Frauen*. In: Günter Bentele/Michael Haller (Hg.): *Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit. Akteure - Strukturen - Veränderungen*, Konstanz 1997.

³⁸ Angerer u.a., 1995, S. 10.

fachlich fragen, dann nimmt man uns das einfach nicht ab. Dann denkt man, die ist von einem männlichen Kollegen gespickt worden. Wenn man aber zu ‚fraulich‘ fragt, etwa auf Lieblingsessen eingeht oder ‚Wo kaufen Sie Ihre Pullis‘, dann heißt es gleich: ‚Na siehst du, von Sport versteht sie nix.‘ Wenn Dieter Kürten hingegen sagt: ‚Der Pulli, der steht Ihnen aber gut,‘ dann ist das etwas ganz anderes, dann hat das einen anderen Stellenwert. (...) Ich weiß nicht, nach welchen Maßstäben gemessen wird, aber wahrscheinlich muß eine Frau ein bißchen Valérien, ein bißchen Kürten, ein bißchen Friedrichs sein, und dieses Bißchen sollte nach Möglichkeit das Beste sein. Dann sollte sie wahrscheinlich auch noch sexy aussehen, und erst dann hat sie die Chance anzukommen.³⁹

Die Verknüpfung von Geschlechterdefinitionen und Geschlechterpositionierungen ist jedoch nicht frei von Widersprüchen. So kann es in einer bestimmten Situation auch einer Journalistin zum Vorteil gereichen, daß sie eine Frau ist und ihr im Rahmen der Geschlechterdefinitionen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden. In solchen Situationen kann es zu einem „Frauenbonus“ kommen – der am grundsätzlichen „Männerbonus“ gerade nichts ändert. So erging es Sabine Christiansen, als unbedingt eine Frau für die *Tagesthemen* gesucht wurde. Der Journalist Cordt Schnibben hat die Kriterien, die die Kandidatin erfüllen sollte, beschrieben: „Gut soll sie aussehen. Ausstrahlung muß sie haben. Kamera-sicher sein. Charme besitzen. Routine haben und das richtige Alter: nicht zu jung, nicht zu alt. Viel wissen soll sie, aber auf keinen Fall lispeln. Selbstbewußt muß sie sein, aber bitte nicht unweiblich wirken. Und das Wichtigste: Schwarz muß sie sein.“⁴⁰ Eine solchermaßen vor ihrer Nominierung klassifizierte Kandidatin kann gar nicht alle Anforderungen erfüllen und zugleich als journalistisch kompetent und professionell angesehen werden. Der damalige Chef der Sendung, Hanns-Joachim Friedrichs, machte aus seiner Ablehnung von Christiansen („einfach zu jung“) keinen Hehl. Anlässlich seines Abschieds von der journalistischen politischen Bühne, nach vier Jahren gemeinsamer Moderation, ringt Friedrichs sich zu folgendem, wohl positiv gemeintem Statement durch: „Aber sie gibt sich unheimlich Mühe, arbeitet an sich, sperrt die Ohren auf.“ Seinen Nachfolger in der Sendung, Ulrich Wickert,

bezeichnet er im selben Interview schlicht als „brilliant“.⁴¹ Daß Christiansen es nicht mit gleicher Münze heimzahlt und Friedrichs mit viel Respekt entgegentritt, wertet die *tageszeitung* – „Ein Lob für eine ungewöhnlich gewöhnliche Frau“ – negativ: „Anerkennung für die Steward-Deß, die allabendlich in unseren Herzen landet, die ihr Minderwertigkeitsgefühl hinter Respektbekundungen gegenüber dem ‚elder statesman‘ Friedrichs verbergen will.“⁴² In solchen Kritiken, die sich mit dem Sendestart der *Sabine Christiansen*-Talkshow wiederholen, geht es auch immer um die Frage, ob Christiansen als Frau richtig positioniert ist. – Trotz aller geschlechterspezifischen Zuschreibungen hat die politische Journalistin jedoch die sich ihr bietenden Chancen zur besseren Positionierung genutzt.

Den Hintergrund ihres Aufstieges bilden grundlegende Veränderungen im deutschen Mediensystem. Mit der Zulassung privater Sendeanstalten 1984 eröffneten sich für Frauen neue Beschäftigungschancen. Zunächst führte die enorme Ausweitung des Programmes – wie in den 20er Jahren – zu einem erhöhten Arbeitskräftebedarf: So erhielten auch Frauen Angebote. Die stärkere Betonung einer ansprechenden Präsentation, die Aufnahme neuer Themen verstärkt, auch aus dem privaten und familiären Kontext, die weniger enge Bindung an Eliteinstitutionen, die zunehmende Publikumsorientierung, die Notwendigkeit zur Entwicklung neuer Programmkonzepte – all diese Faktoren ermöglichten auch eine stärkere Einbeziehung von Frauen, unter anderem, weil sich damit partiell journalistische Gütekriterien veränderten und weil Frausein/Weiblichkeit und „neuer“ Journalismus sich weniger ausschlossen. So ist der höhere Frauenanteil unter den NachrichtenredakteurInnen vor allem auf eine Veränderung der Nachrichten unter den Bedingungen der Kommerzialisierung und des verstärkten Wettbewerbs zurückzuführen. Nicht die Frauen haben die Nachrichten hin zu mehr Unterhaltung und lockerer Präsentation verändert, sondern solche textuellen Verschiebungen haben auf der Basis dominanter Geschlechterdefinitionen ermöglicht, mehr Frauen im Kern der Nachrichtenredaktionen zu positionieren.⁴³

Die Verbindung zwischen Geschlechterdefinitionen und Geschlechterpositionierungen ist eng,

³⁹ ‚Aktion Klartext‘ (Hg.), S. 114.

⁴⁰ zit. n. Sitter, S. 358.

⁴¹ in: *tageszeitung* 3426/10.6.1991, S. 15.

⁴² in: *tageszeitung* 2999/5.1.1990, S. 20.

⁴³ vgl. Liesbet van Zoonen: *One of the girls? The changing gender of journalism*. In: Cynthia Carter/Gill Branston/Stuart Allan (Eds.): *News, Gender and Power*. London-New York 1998.

aber weder statisch noch deterministisch. Vielmehr können gesellschaftlich, technologisch oder ökonomisch induzierte Veränderungen im Mediensystem bewirken, daß Geschlechterpositionierungen trotz relativ gleichbleibender Geschlechterdefinitionen in Bewegung geraten und deren Veränderung vorausgehen. Wie in den 20er Jahren war auch in der unmittelbaren Nachkriegszeit der Berufseinstieg für Frauen in den JournalistInnenberuf einfacher. Neben dem allgemeinen Arbeitskräftemangel fehlten vor allem auch politisch unbelastete und qualifizierte JournalistInnen. Frauen konnten unter diesen Bedingungen vor allem in den Rundfunkanstalten auch leitende Positionen erlangen. Ähnliches gilt für den Printbereich, wenn auch bei der Anzahl der beschäftigten Frauen in den Printmedien eher von einer Kontinuität als von einem Wandel auszugehen ist.⁴⁴ Frauen drangen zumindest vereinzelt in die „Männerdomänen“ des Journalismus ein. Unter den von uns im Projekt „Journalistinnen im Ruhrgebiet der frühen Nachkriegszeit“⁴⁵ befragten zwölf Journalistinnen war nur die Hälfte in den Ressorts „Frauen“, „Kultur“, „Soziales“ tätig. Die anderen arbeiteten als Wirtschaftsredakteurin, Gerichtsreporterin oder Sportjournalistin. Die Neupositionierung von Frauen im Nachkriegsjournalismus wurde auch dadurch möglich, daß „human touch“ Konjunktur hatte und „menschliche Streiflichter und lockere Verarbeitung“⁴⁶ vor allem die regionale Berichterstattung attraktiver machen sollten. Damit standen selbst traditionelle Geschlechterdefinitionen der Einstellung von Frauen beispielsweise als Lokalredakteurinnen nicht mehr entgegen. Diese Einbeziehung von Frauen bedeutete jedoch zugleich, daß sich längerfristig auch die im Journalismus wirkenden Geschlechterdefinitionen verändern mußten, weil Frauen mit Aufgaben betraut wurden und sich in Feldern positionieren konnten, die den Vorstellungen vom „weiblichen journalistischen Arbeitsvermögen“ widersprachen und diese damit modifizierten. Das wirft die Frage des Handelns dieser Journalistinnen auf und führt zur Betrachtung der dritten von Ang und Hermes unterschiedenen Kategorie, den Geschlechteridentifikationen.

Geschlechteridentifikationen

Bei allen Versuchen, den Zusammenhang zwischen dominanten Geschlechterdefinitionen und dem Agieren der sozialen Subjekte zu fixieren, hat sich gezeigt, daß das soziale Handeln von Männern und Frauen vielfältiger ist, als es Geschlechterstereotype nahelegen. Das gilt insbesondere auch in bezug auf das journalistische Berufsfeld. Mit der Frage „Gibt es einen weiblichen Journalismus?“ hat Susanne Keil 1992⁴⁷ in Deutschland eine wissenschaftliche Debatte angestoßen, die vor allem deshalb bedeutend ist, weil sie ein Stück weit geklärt hat, wie die Kategorie Geschlecht in der journalistischen Produktion ihre Wirkung entfaltet. Die Debatte endete mit einem wissenschaftlich abgesicherten, zugleich aber wenig pointierten „Nein, aber...“, wie es auch Journalistinnen – danach befragt, ob Frauen einen anderen Journalismus betreiben – oft betonen.

Die Studien, die sich mit der Frage nach eigenständigen Ausdrucksformen von Frauen im Journalismus beschäftigt haben, kommen zu dem Ergebnis: Einen weiblichen Journalismus gibt es nicht; Männer und Frauen bilden im Journalismus keine unterschiedlichen Berufsgruppen; Journalisten und Journalistinnen differieren systematisch weder in ihrer Arbeitsweise noch in ihrem journalistischen Selbstverständnis.⁴⁸ Aber, es gibt eine Carola Stern, die es wagte, den politischen Kommentar durch die Einfügung des kleinen, aber bedeutenden Wörtchens „ich“ zu demokratisieren; es gibt die Redakteurinnen von Frauenmagazinen, die in ihren Sendungen versuchen, neue Frauenbilder zu präsentieren; es gibt Themen, die Männer und Frauen unter den Medienschaffenden scheiden. Das Fazit der Forschungsbemühungen lautet: In manchen Situationen, in bezug auf manche Themen, vor allem auf solche, in denen Fragen des Geschlechterverhältnisses direkt verhandelt werden – Emanzipation, Lebensweise, Sexualität – differieren Journalisten und Journalistinnen. Einen „weiblichen Journalismus“, der ja voraussetzen würde, daß sich die Gruppe der Frauen von der der Männer in ihrem journalistischen Handeln systematisch unterscheidet, gibt es nicht.

⁴⁴ vgl. dazu Lissi Klaus u.a.: „Wir waren ja die Trümmerfrauen in diesem Beruf“. *Medienfrauen der ersten Stunde*, Dortmund 1993.

⁴⁵ Die Ergebnisse des Projekts sind veröffentlicht in Klaus u.a., 1993.

⁴⁶ Kurt Koszyk: *Pressepolitik für Deutsche 1945-1949*.

Geschichte der Deutschen Presse. Teil IV, Berlin 1986, S. 235.

⁴⁷ Susanne Keil: *Gibt es einen weiblichen Journalismus?* In: Romy Fröhlich (Hg.): *Der andere Blick. Aktuelles zur Massenkommunikation aus weiblicher Sicht*, Bochum 1992.

⁴⁸ vgl. Klaus, 1998, S. 190-222.

Das läßt sich nicht nur empirisch, sondern auch theoretisch begründen: Nur als im Mediensystem Benachteiligte stellen Journalistinnen eine homogene Gruppe dar, sind sie als Menschen mit ähnlichen Interessen identifizierbar. Als den Journalismus aktiv Gestaltende, als darin gar abweichend, alternativ Handelnde bilden sie keine identifizierbare Gruppe. „Weiblich“ zu agieren, das beinhaltet angesichts der im Journalismus wirkenden Geschlechterdefinitionen und -positionierungen immer zugleich eine Zuschreibung und eine Zumutung, die Journalistinnen mit anderen – und das heißt immer: zusätzlichen – Anforderungen konfrontiert als ihre Kollegen. Die Debatten um die Befähigung von Frauen zur Sport- und Nachrichtenmoderation zeigen das besonders deutlich. Journalistinnen wehren sich, wie Christiansen im *Zeit*-Interview, mit Recht gegen solche Anmaßungen. Sie pochen auf die Bewertung und Anerkennung ihrer journalistischen Leistungen, unabhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit, und lehnen es ab, durch das Postulat eines „weiblichen“ Journalismus zugleich festgelegt und ausgesondert zu werden.

Aus der Verneinung der Frage nach einem Weiblichen Journalismus folgt jedoch noch lange nicht, daß Qualitätskriterien und Qualifikation in den Medien ein Eigenleben führen, das sich jenseits der Geschlechterfrage und der Geschlechterverhältnisse entfaltet. Die vieldimensionale Kategorie „Geschlecht“ wirkt durch ein komplexes Zusammenspiel von Positionierungen, ideologischen Mustern und Zuschreibungen, die sich meist unbewußt, hinter dem Rücken der Akteure und relativ unabhängig von ihrem bewußten Willen und Wollen, durchsetzen. Das wirft die Frage nach der spezifischen Verbindung des Geschlechterdiskurses und der vergeschlechtlichten Subjektivität auf. Ang und Hermes verwenden den Begriff der Geschlechteridentifikation, um zu benennen, wie die Individuen sich in einer konkreten Situation jeweils auf Geschlechterdefinitionen und Geschlechterpositionierungen beziehen.⁴⁹ Dieser Betrachtungsweise liegt die Annahme zugrunde, daß Menschen keine einheitliche Identität haben, beispielsweise nicht einfach Mann oder Frau sind, sondern das Individuum gerade durch den Wechsel, die Vielfalt und die Verschränkung verschiedener Identitäten konstituiert wird. Daraus entsteht eine

Vielfalt von Handlungsmöglichkeiten, die nochmals verdeutlicht, warum Frauen als aktiv Agierende im Mediensystem keine identifizierbare professionelle Gruppe bilden.

Auf den Komplex der Geschlechteridentifikationen zielt die Kritik der öffentlich-rechtlichen Medienfrauen, die 1999 der *Sabine Christiansen*-Talkshow den ungeliebten Wanderpreis „Saure Gurke“ für die geringe Zahl weiblicher Gäste in der Sendung verliehen. Die berechtigte Kritik ist auch Ausdruck einer Enttäuschung, denn bei *Sabine Christiansen* sind nicht weniger Frauen zu Gast als in anderen politischen Talkshows. An sie und ihre Redaktion wird aber die Anforderung gestellt, ein besonderes Auge für das Verschwinden von Frauen aus der Öffentlichkeit zu haben. Christiansen hat sich selten zu den immer wieder gestellten Fragen nach ihrer Geschlechteridentifikation geäußert.⁵⁰ Sie hat über die Schwierigkeiten gesprochen, in den Nachrichten als Frau Fuß zu fassen und die ersten Jahre bei den *Tagesthemen* als eine persönlich harte Zeit resümiert. Ihre journalistischen Ziele sind dem Objektivitätsideal verpflichtet. Sie sind nicht „frauenspezifisch“ oder gar feministisch, aber manche Äußerungen sprechen für eine Erweiterung des Politikbegriffes, den gerade auch feministisch orientierte Medienfrauen einfordern. Lebendiger und mutiger müsse die Berichterstattung werden, das Zeigen schwarzer Anzüge, die aus schwarzen Limousinen stiegen, sei nicht genug, gerade die politischen JournalistInnen dürften nicht im eigenen Saft schmoren, sondern müßten sich in der Welt umsehen. Ihr Ziel mit der *Sabine Christiansen*-Show sei es, „der Verengung der politischen Themen entgegenzusteuern und Politik transparenter zu machen.“⁵¹

Um im Journalismus professionell agieren zu können, müssen Journalistinnen sich weder ständig anpassen, wie es von der kommunikationswissenschaftlichen Frauenforschung zunächst vermutet wurde, noch verlieren sie mit dem Eintritt in die Medienbetriebe ihre geschlechtlichen Identifikationsmöglichkeiten, wie es in einer neueren systemtheoretischen Deutung⁵² angenommen wird. Das liegt daran, daß Geschlechterdefinitionen und -positionierungen nicht allgemeingültig und eindeutig sind, und die sich als Männer oder Frauen verstehenden sozialen Sub-

⁴⁹ Ang/Hermes, 1991.

⁵⁰ Interview in: Heidrun Noblé: *Von keines Mannes Gnaden. Miß Tagesthemen*. In: *Emma* 1/1993, S. 54-59.

⁵¹ Im Spiegel-Gespräch: *Wenn die Hände sprechen*.

In: *Der Spiegel* 42/1999.

⁵² vgl. dazu: Susanne Keuncke/Markus Kriener/Miriam Meckel: *Von Gleichem und Ungleichem. Frauen im Journalismus*. In: *Rundfunk und Fernsehen* 1/1997, S. 30-46.

jekte sich auch nicht jederzeit entsprechend der Geschlechterstereotypen verhalten müssen. Das soziale Subjekt kann sich auf Geschlechterdefinitionen vielmehr zustimmend oder ablehnend beziehen, oder anders formuliert: Es kann im Rahmen der durch Geschlechterpositionierungen und -definitionen bereitgestellten Handlungsräume ganz verschiedene Geschlechteridentifikationen herausbilden, kann sich in einer Frage „wie ein Mann“, in einer anderen „wie eine Frau“, in einer dritten so verhalten, daß es Geschlechterzuschreibungen verändert.

Ein Beispiel für die Übernahme einer männlichen Perspektive lieferte eine der Journalistinnen nach 1945. Wie andere Journalistinnen betont sie, daß sie sich als einzige Redakteurin nicht als Frau in einer Männerwelt, „sondern als ganz normaler Mensch“ gefühlt habe. Über die in den 60er Jahren in größerer Zahl zu den Ruhrgebietszeitungen stoßenden Kolleginnen sagt sie: „Ja, hier in der Duisburger Redaktion ist das gar nicht so gewesen mit Kolleginnen. Vielleicht sind wir da ein bißchen von verschont worden. Das haben wir gar nicht so mitbekommen.“⁵³ Hier formuliert die Journalistin aus der Perspektive eines männlichen Redaktionsmitgliedes.

Die meisten Aussagen der Medienfrauen nach 1945 weisen jedoch auf eine zwischen traditionellen Geschlechterdefinitionen und redaktioneller Positionierung moderierende Sicht hin. So nutzten beispielsweise einige Journalistinnen bewußt als geschlechtstypisch unterstellte Verhaltensweisen, um an Exklusivinformationen zu gelangen und sich in der Redaktion besser zu positionieren.⁵⁴ Der Fotojournalistin Marga Kingler gelingt es, im Abendkleid an einer Prominentenhochzeit teilzunehmen, während die Kollegen von der Konkurrenz auf die Presseerklärunen angewiesen bleiben und aus zweiter Hand berichten müssen.⁵⁵ Im Interview vertritt sie die Auffassung, Journalistinnen in der Nachkriegszeit hätten es zwar insgesamt schwerer, aber zugleich auch leichter gehabt. Leichter war es für sie, weil sie partiell weibliche Sozialisierungserfah-

runge in die redaktionelle Arbeit einbrachten und geschlechtsspezifische Rollenerwartungen nutzen, um sich dadurch in der Konkurrenz mit den Kollegen manchmal Vorteile zu verschaffen.

Geschlechterdefinitionen und -positionierungen treten im journalistischen Alltag nur selten offen zutage. Den Spuren des Gendering im Journalismus zu folgen, beinhaltet immer eine Dekonstruktionsleistung, eine bewußte Beobachtung des Geschlechterdiskurses und seiner Folgen für professionelles Handeln. Die Analyse der beruflichen Ziele und der konkreten Arbeit feministischer Journalistinnen, die statistisch nur eine relativ kleine Gruppe unter den Kommunikatorinnen ausmacht, erhält unter diesem Gesichtspunkt für die Kommunikationswissenschaft eine neue Bedeutung. Weil nur der „Feminismus“ zum Anspruch hat, alle gesellschaft-

Geschlechterdefinitionen und -positionierungen treten im journalistischen Alltag nur selten offen zutage

lichen Phänomene unter der Beobachtungsperspektive „Geschlecht“ zu analysieren, ist eine umfassende, empirisch beobachtbare Kritik an den von Männern geprägten professionellen Normen und den daraus resultierenden inhaltlichen Angeboten, sowie ein Bemühen, dazu systematisch Alternativen zu entwickeln, vor allem von dieser Kommunikatorinnengruppe zu erwarten.⁵⁶ Beispiele dafür finden sich unter anderem auch in der feministischen Alternativpresse in Österreich.⁵⁷

Den Strukturen, die Frauen im Journalismus vorfinden, sind sie nicht passiv und hilflos unterworfen. Eher im Gegenteil, die widersprüchlichen Interpretationen von „Weiblichkeit“, denen Journalistinnen im Berufsalltag begegnen, und die ambivalenten Anforderungen an ihre Arbeit verlangen, daß sie ihre Rolle im Redaktionsgefüge aktiv ausgestalten, indem sie sich – bewußt oder unbewußt – mit den verschiedenen ihnen angebotenen geschlechts- und berufsspezifischen Identitäten auseinandersetzen. Die Geschlechteridentifikation bezeichnet jenen Prozeß, in dem wir entscheiden, welchen kulturellen Vorgaben

⁵³ Anja Meyer in Klaus, 1992, S. 140f.

⁵⁴ Klaus u.a., 1993, S. 211f. Vgl. auch Neverla/Kanzleiter, 1984, S. 150ff.

⁵⁵ Klaus u.a., 1993, S. 187.

⁵⁶ vgl. Margret Lünenborg: *Journalistinnen in Europa. Eine internationale vergleichende Analyse zum Gendering im sozialen System Journalismus*, Opladen 1997.

⁵⁷ vgl. Gitti Geiger: *Autonome Frauenzeitschriften in*

Österreich. Eine Annäherung an ihre Theorie und Praxis in vier Schritten. In: Johanna Dorer/Matthias Marschik/Robert Glattau (Hg.): *Medienverzeichnis 1992/93. Gegenöffentlichkeit und Medieninitiativen in Österreich*, Wien 1992, S. 61-73. Brigitte Geiger: *Feministische Presse zwischen Autonomie, Markt und Förderung*. In: Claudia Mast (Hg.): *Markt – Macht – Medien*, Konstanz 1996.

wir folgen, welchen wir uns widersetzen, welche wir neu formulieren. Wie dieser Prozeß abläuft, gehört zu den spannendsten Herausforderungen, vor denen die Geschlechterforschung steht. Medien sind Mittel, die in diesem Aushandlungsprozeß genutzt werden, und sie sind Institutionen, die die Rahmenbedingungen dafür setzen. Zwei neuere Studien verweisen auf die sich daraus ergebenden vielfältigen „Positionen des Weiblichen“ im journalistischen Produktionsprozeß. Marie-Luise Angerer hat dargelegt, daß den von ihr befragten Frauen in leitenden Funktionen beim ORF sowohl das „Kumpel-Sein“ als auch das „mütterliche Sich-Kümmern“ als Positionen zur Verfügung stehen.⁵⁸ In einer Studie mit lesbischen Journalistinnen haben wir solche relativ stabilen und homogenen Verhaltensorientierungen als „Rollenskripte“ bezeichnet, die Journalistinnen in Abhängigkeit von den Bedingungen und den Beziehungen am Arbeitsplatz herausbilden: „die Autorität“, „die kompetente Kollegin“, „die Beruflesbe“, „das Neutrum“, „der Kumpel“ und „die Hofnärin“ bezeichnen schlagwortartig die unterschiedlichen Rollenskripte, die diese Journalistinnen für sich entwerfen und die überwiegend nicht auf der Übernahme einer als typisch männlich oder weiblich definierten Arbeitsrolle beruhen.⁵⁹

Wenn das Handeln von Frauen im Journalismus nicht nur als Anpassungsleistung, sondern auch als aktive Auseinandersetzung mit den vorgefundenen Berufsbedingungen begriffen wird, so wirft das ein neues Licht auf die Situation und das Agieren von Journalistinnen. Diese erarbeiten, schaffen und verändern ihre berufliche Identität in Auseinandersetzung mit den in der Umwelt allgemein und in den Medienbetrieben insbesondere wirkenden Geschlechterdefinitionen und den rollenspezifischen Arbeitsanforderungen und geschlechtlichen Positionierungen.

PD Dr. Elisabeth Klaus (1955)

Studium der Mathematik und Sozialwissenschaften, Habilitation 1996 an der Universität Dortmund. Seit 1996 Hochschullehrerin und derzeit Direktorin des Instituts für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Göttingen. 1999 Gastprofessorin an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte und Publikationen zu Empirische Kommunikationsforschung, Medien- und Geschlechterforschung, Journalistik.

Resumée

Ang und Hermes' Formulierungen legen manchmal ein grenzenloses Spiel mit den geschlechtlichen Identitäten und jederzeit mögliche Grenzüberschreitungen nahe. So, wenn sie formulieren: „Es gibt keine vorformulierte Geschlechteridentität“⁶⁰ und: „Frauen leben nicht immer im Gefängnisgebäude der Geschlechter.“⁶¹ Dem ist entgegenzuhalten, daß der als „weiblich“ oder „männlich“ kulturell geformte Körper nicht einfach verlassen werden kann.⁶² Wird jedoch der enge Zusammenhang der verschiedenen Momente des „Gendering“ berücksichtigt, dann erscheint Ang und Hermes' Konzeptionalisierung außerordentlich hilfreich. In der analytischen Dreiteilung von Geschlechterdefinitionen, Geschlechterpositionierungen und Geschlechteridentifikationen lassen sich die verschiedenen Aspekte des Gendering im Journalismus in ihrer gegenseitigen Stützung wie auch ihrer partiellen Widersprüchlichkeit untersuchen. Damit können die häufig unbewußt, im verborgenen wirkenden Dimensionen der Geschlechterkategorie im journalistischen Berufsfeld und weitergehend im medialen Produktionsprozeß genauer bezeichnet werden. Das weist einen Weg aus einem Dilemma der frühen Geschlechterforschung, der zufolge Journalistinnen entweder bloß als Opfer oder als lediglich weiblich abweichend und männlich angepaßt erschienen, jedoch nie als selbsttätig Handelnde. Neben der strukturellen Konstanz von Genderingprozessen im Journalismus werden damit gleichermaßen Veränderungspotentiale und Wandlungsprozesse deutlich. Geschlecht strukturiert den journalistischen Handlungsraum, aber weder in einer das Handeln der dort agierenden sozialen Subjekte im einzelnen determinierenden noch in einer statischen, ein für allemal festgelegten Weise.

⁵⁸ Marie-Luise Angerer: *Frauen in der österreichischen Medien- und Kulturindustrie. Zur Beschäftigungslage von Frauen als Medien- und Kulturproduzentinnen und -vermittlerinnen in der audiovisuellen Produktion*, Wien 1995.

⁵⁹ Elisabeth Klaus (mit Sylke Lorenz/Kerstin Mahnke/Michaela Töpfer): *Zum Umbruch, Schätzchen. Lesbische Journalistinnen erzählen*, Pfaffenweiler 1995. Vgl. auch Susanne Keil: *Einsame Spitze. Frauen in*

Führungspositionen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, Münster 2000 (in Druck).

⁶⁰ Ang/Hermes, S. 321 (Übersetzung E. K.).

⁶¹ Ang/Hermes, S. 320.

⁶² Marie-Luise Angerer hat Ang und Hermes' Ausführungen beim gemeinsamen Workshop der Fachgruppen Frauenforschung und Soziologie der DGPaK im Februar 1999 in Hamburg entsprechend kritisch kommentiert.

Die Schöne und die Macht

Theatralisierung und Politisierung der Weiblichkeit im sowjetischen Film der 30er Jahre.

Oksana Bulgakowa

Ende der 20er Jahre begann Jurij Oleša an einem Stück zu arbeiten, das er zunächst „Beichte“ („*Isповed*“) nennt. Ihn interessierte die Anthropologie des sich formierenden neuen Menschen in Konfrontation mit den existierenden Typen und Umständen. Die Heldin in der „Beichte“ ist eine junge Schauspielerin, die davon träumt, in den Westen zu fliehen, denn nur dort kann sie „Star“ werden. Eines Abends nach der Vorstellung bekommt sie einen Brief von einem unbekanntem Zuschauer, der sie der „verfeinerten Sabotage – der Unterdrückung der Psyche eines Proletariats“ beschuldigt, weil sie ihn mit „Sehnsucht nach Unverständlichem“ vergiftet. Diese Sehnsucht könnte als Empfinden des Schönen verstanden werden. Die Schauspielerin macht sich auf den Weg ins Arbeiterwohnheim, um dort den Autor des Zettels zu finden und wird Zeuge des folgenden Gesprächs: „Ich würde verbieten zu träumen. In der Übergangsepoche muß die Psyche des sich formierenden neuen Menschen geschützt werden. (...) es gibt Umstände, die diese Psyche zerstören. Die Träume...“¹

Das Motiv der Kontrolle über Träume tauchte bei Oleša bereits in „Neid“ auf, Ivan Kavaleroŭ erfindet da ein Gerät in Gestalt eines Lampenschirms mit Glöckchen, das Träume auf Bestellung hervorrufen konnte.² Die sowjetische Gesellschaft hatte inzwischen ein viel moderneres Mittel, um solche Kontrolle auszuüben und Sehnsucht nach Unverständlichem zu regulieren – das Kino, das in den 30er Jahren auch versuchte, neue anthropologische Typen zu visualisieren; dabei wurde ganz traditionell das Schöne an das Bild der Frau gekoppelt. Sowjetische Schauspielerinnen boten diesem neuen Typ – der „sozialistischen Schönheit“, dem sozialistischen „Objekt der Begierde“ – reale Ver-

körperungen; ihnen wurde somit die Möglichkeit eingeräumt, Stars in der Heimat zu werden.³ Diese Stars hatten nicht viel Gemeinsames mit den Kunstgeschöpfen Hollywoods, wenn auch die 30er Jahre als die Zeit der Stars angesehen werden kann, allerdings der besonderen Stars: vom Markt abgekoppelt und vom Staat oktroyiert – als ein vorgeschriebener fremder Traum.

Die gravierenden Änderungen in der sowjetischen Gesellschaft beim Übergang zu den 30er Jahren, die entsprechend die Rolle der Frau, den Begriff des Schönen, den Diskurs um den sexuellen Körper und die Funktionen des Films beeinflussten, prägten das Image der nationalen Stars. Die Widersprüchlichkeit kann in dieser Konstruktion auf mehreren Ebenen beobachtet werden. Stalins Politik forcierte den Einbruch der Moderne in Rußland, doch ihre Assimilation verlief sehr ambivalent. Einerseits war das Tempo der Modernisierung hoch gepuscht – in unglaublichen, fast märchenhaften Industrialisierungsplänen; andererseits war sie in patriarchalische Formen gezwungen. Die Frau war als Arbeitskraft auf diesem Markt dringend gebraucht, was ihr die gleiche Stellung, d.h. die gleich schwere Arbeit wie dem Mann sicherte, doch die Vorstellungen von der Revolutionierung der Familie und der Befreiung der Geschlechter, vom gesunden Eros, der die sozialen Kontakte nicht behindert und der Frau die gleichen sexuellen Rechte wie dem Mann sichert, die Anfang der 20er aufkamen, waren ad acta gelegt. Der Staat begann die sexuellen Praktiken zu kontrollieren: 1934 wurde ein scharfes Gesetz gegen Homosexuelle verabschiedet, 1935 Herstellung und Besitz von Pornographie als kriminelles Delikt eingestuft, 1936 wurde die Abtreibung verboten.⁴ Aber nicht nur

neue Dekret wurde am 17.12.1933 veröffentlicht und trat am 7. März 1934 in Kraft. In dem öffentlichen Diskurs wurde Homosexualität der Konterrevolution und dem Faschismus gleichgestellt. Die Herstellung und Aufbewahrung von Pornographie (das Dekret vom 17.10.1935) wurden mit 5 Jahren Gefängnis bestraft. Das Verbot der Abtreibung wurde am 27. Juni 1936 als Dekret verabschiedet und die Mutterschaft, wie der Volkskommissar für Justiz, Nikolaj Krylenko erklärte, nicht nur als eine biologische, sondern auch als eine staatliche Funktion eingeschätzt.

¹ zit. n. Violetta Gudkova: *Mečta o golose. Novoe literaturnoe obozrenie* 38/1999, S. 147f.

² s. Jurij Oleša: *Zavista, Moskva – Leningrad: Zemlja i Fabrika* 1929, S. 72.

³ Es ist bemerkenswert, daß gerade Oleša Mitte der 30er Jahre versuchte, sich an der Diskussion um Schönheit und Sehnsucht zu beteiligen, doch der Film nach seinem Drehbuch, „*Strogij junosa*“ (*Der Strenge Jüngling*, Regie: Abram Room) wurde 1936 verboten.

⁴ Der Paragraph über die Verfolgung der Homosexuellen wurde nach der Februarrevolution 1917 abgeschafft. Das

die Disziplinierung der sexuellen Körper und traditionelle Idealisierung der monogamen Ehe mit patriarchalischer Verachtung vorehelicher Verbindungen etablierten sich als Norm, sondern die Enthaltensamkeit, die der erste Mann im Lande als Muster vorspielte: Stalin erscheint in der Öffentlichkeit als ein Witwer in der Umgebung vieler fremder Kinder, der seine Zeit – vor allem die Nächte im Kreml – ganz der Arbeit für das Allgemeinwohl opfert. Diese nächtliche Arbeit betonte das asexuelle Image des Führers, dem auch seine Umgebung folgte: Molotov, Kalinin, Poskrebyšev, deren Frauen in den 30er und 40er Jahren in Lager geschickt wurden. Das folkloristische Bewußtsein korrigierte allerdings dieses Bild: In nicht zensurierten Liedern, *častuška*, und Gerüchten wurde Stalin mit der für den Herrscher traditionellen Zuschreibung der sexuellen Überpotenz ausgestattet, der wie ein magischer Drache unschuldige Mädchen verschlingt und Orgien unter dem gigantischen Phallus eines Walrosses feiert.⁵

Libertinage und amour fou fehlen in den Diskursen der Zeit. Liebesgeschichten konnten sich als Fabel auf der Leinwand der 30er Jahre nicht etablieren. Selbst eine zaghafte Romanze zwischen den Nebenfiguren Anka und Per'ka in „Čapaev“ (1934) wurde als ein „Tribut dem vulgären Amerikanismus“ gebrandmarkt.⁶ Aus der visuellen Umgebung sowjetischer Leute verschwanden die erotisierende Mode, Kosmetikwerbung, verführerische (nicht einmal nackte) weibliche Körper. Die Nacktheit wurde in der Kunst von der Alltagserfahrung getrennt und als eine intime Erfahrung negiert; nicht einmal die Distanz des Erhabenen (die nackte Muse) wird dort gebraucht. Der nackte oder halbnackte Körper ist als Gegenstand der Repräsentation nur bei Sportübungen zugelassen. Die Werbung – für Puder „Snežinka“, Creme „Metamorfoza“, das dreifache Eau de Cologne und Seife – kam in

„Sozialistische“ Schönheiten
als vom Markt abgekoppelte
und vom Staat oktroyierte
„Stars“

den 30er Jahren ohne Frauenbilder aus und stellte nur Produkte dar, eingewickelte Vierecke oder Dosen.

Eine große Kampagne wurde gegen erotisierende Tänze geführt, die nur in Restaurants, wo viele Ausländer verkehren, erlaubt waren.⁷ Eine Anweisung des Glavrepertkom (des Repertoirekomitees, einer Zensurinstanz für darstellende Kunst und alle öffentlichen Aufführungen) vom 2. Juli 1924 schrieb vor, Tänze, die die „bürgerliche Dekadenz“ verkörpern, aus dem sowjetischen Alltag zu verbannen.⁸ Die Sexpohobie der Stalin-Zeit entsprach der „volkstümlichen Politik“. Die Plätze in der Elite – wie auch die Städte selbst – wurden von den ehemaligen Bauern eingenommen, die die repressierten Intellektuellen ersetzten. Die antisexuellen Argumente waren für die ehemaligen Bauern mehr überzeugend, sie stützten sich auf ihre offiziell verlachten, doch stets noch funktionierenden und gewohnten religiösen Tabus.⁹

Dabei rehabilitierte die sich etablierende Elite den alten bürgerlichen Luxus, zu dessen Image auch gepflegte und elegante Frauen gehörten. Die sowjetischen Schönheiten wurden Tischdamen bei den Empfängen im Kreml oder auf den diplomatischen Bällen. Sie sind die Ehefrauen und Geliebten dieser Elite, sie fahren die offenen Wägen und demonstrieren die eleganten Toiletten. Wie in alten Zeiten wird das corps de ballet des Bol'soj Theaters zum Lieferanten der Maitresen der neuen oberen Klasse: Abel Enukidze avancierte zum Mäzen der minderjährigen Balletteusen, selbst Stalin zeigte Interesse an Vera Medvedeva oder Natalja Špiller. Die bürgerliche Dekadenz der Elite (verstanden als Tanzabende mit jungen Schauspielerinnen) wird zwar im Stück „Sohn des Armeebefehlshabers“ („Syn komandarma“) kritisiert, doch der im Stück abgebildete Sohn Kamenevs, Ljutik, heiratete im Leben die Leinwandschöne Galina Kravčenko, das sowjetische „Flapper“ der Jazzära.

⁵ s. Igor' Kon: *Seksual'naja kul'tura v Rossii. Klubnička na berezke*, Moskau: OGI 1997, S. 161. Auch Jurij Borev: *Staliniada*, Moskau 1990, S. 153f., 184.

⁶ Michail Šnejder: *Izobrazitel'nyj stil' brat'ev Vasil'evych*. In: *Iskusstvo kino* 2/1938, S. 28.

⁷ 1926 schickte Glavrepertkom einen Brief an Lengublit mit der Anfrage, ob die bereits verbotenen Tänze – Foxtrott, Shimmy, Tango – in den Hotels „Astorija“ und „Evropejskaja“ eingeführt werden dürfen. Da „Astorija“

als Wohnheim für die Parteifunktionäre benutzt wurde, verbat man dort diese Tänze weiterhin, dagegen in „Evropejskaja“, das zu 50% mit Ausländern belegt wurde, durfte im Restaurant getanzt werden. – vgl. Arlen Bljum: *Za kulisami „Ministerstva pravdy“: tajnaja istorija sovetskoi cenzury. 1917 – 1929*, Petersburg: Akademiceskij projekt 1994, S. 174.

* Bljum, S. 172-173.

⁹ s. Kon, S. 162 ff.

Tagebücher von Elena Bulgakova, Erinnerungen amerikanischer Diplomaten und deutscher Emigranten, Verhörprotokolle der Frauen der verhafteten Elite geben Auskunft über das „mondäne Leben“ der Moskauer Schönheiten.¹⁰ Es gibt auch die berühmten Schönen der sozialistischen Elite wie Timoša Peškova oder Maria Osten, Kolcovs Geliebte:

Die junge und sehr schöne Maria Osten zählt hier schon deshalb zu den meist beneideten Persönlichkeiten des Olymp, weil sie mehrmals im Jahr nach Paris fahren darf und jedesmal mit so vielen Koffern zurückkehrt, als bestünde ihr höchster Ehrgeiz darin, die modischste und eleganteste Frau in ganz Moskau zu sein. Man sagt, sie sei überdies, auch klug und gebildet; ich konnte mit ihr nur ein paar Worte wechseln, bevor sie sich mit Jean Eiffel (...) in ihren eleganten Wagen setzte und von dannen raste,¹¹

schrrieb Ervin Sinko in seinem Tagebuch. Die Funktion der Schönen liegt im stummen Dekorieren: Maria Osten begleitete Gäste aus dem Ausland ins Bol'soj Theater oder zu Šostakovičs „Lady Macbeth“; mehr erfahren wir nicht, auch wenn Maria Osten selbst eine Journalistin und Schriftstellerin war.¹²

Viele dieser Schönen arbeiteten nicht und wenn ihre Männer im Lager verschwanden, waren sie völlig hilflos. In den Erinnerungen von Tamara Petkevič¹³ oder Tat'jana Okunevskaja¹⁴ werden ihrer Mütter, die schönen Frauen dieser Zeiten, als völlig lebensunfähig beschrieben: Nach der Verhaftung des Ehegatten verfielen sie oft dem Alkoholismus (wie bei Petkevič) und wurden von der arbeitenden Töchter (wie bei Okunevskaja) gerettet, die ihre Schönheit verkaufte. Doch über das Motiv des sich „Verkaufens“ später.

Die Schönheit im Film

Diese ambivalente Situation wird – wenn auch

sehr verdeckt – vom sowjetischen Film dieser Zeit und vor allem von seinen weiblichen Stars widerspiegelt. Dessen Rolle änderte sich dementsprechend. Die Industrialisierung benötigte Arbeitsarmeen nicht nur aus Lagerinsassen, sondern auch aus Freiwilligen, und der Staat setzte den Film als ein Medium zum Indoktrinieren gewünschter Verhaltensmuster ein. Dafür wurden Identifikationsfiguren gebraucht. Der Film mußte Millionen ansprechen und für diese Funktion wurden Frauen als attraktive animierende Maschinen eingesetzt. Sie sollten die Verhaltensmuster vorführen – womöglich unterhaltend, attraktiv und erzieherisch zugleich. Die weibliche Attraktivität wurde als soziales Erziehungsmittel benutzt. Die notwendige Attraktivität der Schauspielerinnen wird im Buch von Boris Šumjackij „Film für Millionen“,¹⁵ in dem eigentlich das neue Programm des Films dargestellt ist, oft genug betont. Warum eine so offensichtliche Tatsache ins Programm aufgenommen wird, kann nur verstanden werden, wenn man auf die 20er Jahre zurückblickt.

Nach 1917 verschwanden die ehemals akzeptierten Leinwandschönheiten von der Bildfläche, was nicht nur durch die Emigration vieler Stars des vorrevolutionären Films (wie Vera Karalli, Natal'ja Lysenko, Ol'ga Gzovskaja) oder durch den Tod der populärsten, Vera Cholodnaja, 1919 zu erklären ist. Die Bäuerin und die Arbeiterin – früher als Soubrette in den Leinwandkomödien möglich – übernahmen das Rollenfach der Heldin und ersetzten die fragilen Schönen mit blassem Gesicht, zartem Kameenprofil, mit den durch schwarze Schatten vergrößerten Augen und leichten Locken.¹⁶ Eine häßliche Frau wurde von der filmischen Avantgarde als ein Star, ein Anti-Star, etabliert – als ein Zeichen der Realität jenseits der Leinwand. Sie wurde auf der Straße und nicht im corps de ballet gefunden. Ihr Gesicht ist expressiv, doch asymmetrisch, die Nase rund wie eine Kartoffel oder syphilitisch wie bei Marfa Lapkina, die frühere glatte Zeichnung

¹⁰ Einige dieser Protokolle sind im Buch von Larisa Vasil'eva veröffentlicht, vgl. Larisa Vasil'eva: *Kremleskie ženy*, Moskau: Novosti i Vargius 1992; *Dnevnik Eleny Bulgakovoi, sostavlenie, tekstologičeskaja podgotovka i kommentarii Viktora Loseva i Lidij Janovskoj*, Moskau: Knižnaja palata 1990; Charles Wheeler Thayer: *Bears in the caviar*, Philadelphia 1951; Ervin Sinkó: *Roman eines Romans. Moskauer Tagebuch*, (Dt. v. Edmund Trugly jun.) Köln 1962.

¹¹ Sinkó, S. 280.

¹² Sinkó, S. 298. Vgl. Ursula Al-Akramy: *Transit Moskau. Margarete Steffin und Maria Osten*, Hamburg 1998.

¹³ Tamara Vladimirovna Petkevič: *Ziz'n—sapožok neparnyj: vospominanija*, Sankt-Peterburg: Astra-Ljuks, Atokso 1993.

¹⁴ Tat'jana Okunevskaja: *Tat'janin den'*, Moskau: Vargius 1998.

¹⁵ Boris Šumjackij: *Kinematograf millionov*, Moskau: Kinofotoizdat 1935.

¹⁶ Der soziale und nationale Ursprung dieser Leinwandschönen spielte keine Rolle. Vera Cholodnaja konnte im Film Aristokratin sein, aber auch Zirkusartistin oder Kleinbürgerin; Vera Karalli spielte Russin, Polin und Italienerin.

des stark geschminkten Gesichts ist durch grobes Korn ersetzt. Das Haar ist unter dem Tuch versteckt, der Körper in einer groben Kleidung. Das Starimage wird narrativisiert nicht in der Liebes-, sondern in der Emanzipationsgeschichte, in der der Mann als Verkörperung der repressiven Gesellschaftsstruktur auftritt. Die Schauspielerinnen haben keine Angst sich in einer Pfütze liegend zu zeigen, mit zerzaustem nassen Haar, verschmutztem, verschwitztem Gesicht. Man beschreibt die Garbo als „die Göttliche“, und Elena Kuzmina aus dem „Neuen Babylon“ als „ein Monster mit Schluckauf“. Sergej Tret'jakov attackiert nicht nur die bürgerliche Filmmasche, sondern auch den alten Schönheitstyp, weil

zu groß ist die Verführung, schön zu sein. Und deshalb trotten unsere Tippsen, angeekelt von dem sowjetischen Alltag, auf ihren Ziegenbeinen in die Ballettstudios, mit Ballettköffchen in der Hand, um sich in Herzoginnen, Prinzessinnen, Verführerinnen, Nixen und Vamps zu verwandeln. Deshalb sind unsere Leinwände für die Schönen reserviert. Die Zuschauer wollen die Schönen mit der seidenen Haut, kleinen Füßen, zierlichen Händen, aristokratischen Nägeln, feinem Profil und sinnlichem Mund sehen. All diese Merkmale sind Zeichen des feudalen Blicks auf die Frau als ein Attribut des Betts und des Boudoirs. Aber kann sich diese Schöne mit ihren kleinen Füßen und zierlichen Händen an der Produktion beteiligen? Kann sie überhaupt arbeiten? Aber nein, sie ist zu zart, in ihrer seidenen Umarmung will man sich vergessen, vor allem die häßliche Frau vergessen, die auf einen zu Hause wartet – müde, verhärtet, mit breiten Backenknochen und kleinen Augen. (...) Wir müssen die Leinwand für diese Frauen befreien. Aber die Regisseure wollen sich nicht von ihren alten Schönen trennen und das Kino bleibt eine staatliche Opiumschenke.¹⁷

Die Schönheit wurde verstanden und gleichgesetzt mit hypnotischen Mitteln, mit der Droge. Die sowjetischen Film-Schönheiten – Vera Malinovskaja, Olga Žizneva, Julia Solnceva, Anna Sten, Anel' Sudakevič – finden Zuflucht in histo-

rischen Kostümfilmern („Medvez'ja svad'ba“ „Bärenhochzeit“, 1926); auf dem Mars in science fiction („Aëlita“, 1925) oder im dekadenten Westen (alle Rollen von Žizneva).¹⁸ Die Schönheit wurde im sowjetischen Alltag als etwas Destruktives und Fremdes gesehen. Die Schönen verführten nicht, sie wurden im Alltagsfilm zu Objekten der Karikatur und des Klassenhasses, zu Zeichen des bürgerlichen Westens.

Mit diesem Erbe fingen die sowjetischen Schauspielerinnen der 30er Jahre ihre Karriere an. Die Schönheit wurde zwar traditionell an eine weibliche Figur (einer Schauspielerin) gebunden, doch um ihre unvorhersehbare Macht beraubt. Ljubov' Orlova, Tamara Makarova, Marina Ladygina, Zoja Fedorova, Tatjana Okunevskaja, Valentina Serova, Ljudmila Celikovskaja wurden zu neuen Stars. Der soziale Ursprung der Schauspielerinnen ist verschieden, sie können aus der aristokratischen Familie kommen, wie Orlova oder Okunevskaja, aus der Intelligenz, dem Kleinbürgertum oder einer Arbeiterfamilie, doch ihr Typ ist fixiert als ein volkstümlicher, einfacher, ja bäuerlicher, sie sind keine distinguierten, geheimnisvollen Schönen.¹⁹ Wenn das Foto einer Filmschauspielerin der 10er Jahre in einer Modezeitschrift untergebracht werden kann, der 20er in einer konstruktivistischen Collage, ist das Gesicht der Stars der 30er Jahre für das politische Plakat der Zeit wie geschaffen. Denn genauso wie der Staat einen besonderen Sozialismus in einem Land baut, sucht der sowjetische Film nach einem spezifischen sozialistischen Typ der weiblichen Schönheit.

Dabei wurde diese Schönheit nicht als Anthropometrie aufgefaßt, als eine vermeßbare Anmut, als Zauber, den man in Zahlen ausdrücken kann, wie in alten Lehren über die Schönheit, Kallygonomie oder Kallysophie.²⁰ Andererseits wurde das Ideal nicht intuitiv gesucht. Das Verständnis darüber, daß Schönheit eine zeitabhängige, gesellschaftliche Übereinkunft ist, einen im Film inszenierten und in der außerfilmischen Realität gesteuerten Effekt darstellt, war vorhanden und

¹⁷ Sergej Tret'jakov: *Chorosij ton*. In: *Novyi lef* 5/1927, S. 29.

¹⁸ Die Karriere dieser Frauen hört in den 30er Jahren auf, Malinovskaja und Sten emigrieren, Sudakevič wird Kostümbildnerin im Bolšoj Theater, Solnceva Regieassistentin ihres Mannes Alexander Dovženko und Žizneva spielt nur wenige Nebenrollen. Ihr einziger großer Film „Strogij junosa“ wird 1936 verboten.

¹⁹ Oleg Frelich, der ehemalige Beau des russischen Films, widmete dem Phänomen „Das sowjetische Gesicht“ einen

Aufsatz, in dem er gerade das Fehlen des Geheimnisses als einen substanziellen Zug des neuen Typs beschrieb: O. Frelich: *O sovetiskom lice*. In: *Sovetskij ekran* 33/1926, S. 4.

²⁰ vgl. T. Bell: *Kalognomia: or the laws of female beauty, being the elementary principles of that science*, London 1821; Carl Huter: *Liebe und Schönheit: Werke zur Psychophysiognomik, neuen Ethik und Kallistologie aus den Jahren 1896 bis 1911* (Hrsg. v. Fritz Aerni), Glattbrugg-Zürich 1994.

half, eine eigene Konstruktion zu entwickeln, – in einer deutlichen Abgrenzung zur „bürgerlichen“ aufgebaut, bei Betonung der physischen Kraft, Klassenzugehörigkeit, Dämpfung der erotischen Ausstrahlung²¹ und Wachrufen des nationalen Prototyps.²² Das Kino – eine Kunst, die „am genauesten die gebrauchten Gesichter formuliert“²³, – versucht, die vorhandenen Faszinationsmuster zu entkräften, indem es die „Boudoire-Schönheiten“ von der Leinwand verbannte (oder stark karikierte) und andere einsetzte.

Physiognomisch waren Orlova, Okunevskaja, Makarova, Ladynina sehr ähnlich. Die immer noch erkennbare plebejische Gestalt der 20er Jahre ist gemildert und idealisiert, das Gesicht ist proportional, die Zeichen der Degeneration und Krankheit verschwunden. Das Haar ist frisiert, auf Lockenwickler gezwängt und gebleicht, Schminke und Lippenstift sind im Gebrauch, die Wimpern geklebt und die Augenbrauen gezupft. Doch die Schönheit ist nicht zum Glamour stilisiert, die Kosmetik muß unbemerkt bleiben, die Locken wie natürlich wirken und in der Attraktivität der sowjetischen Schauspielerinnen (= der sowjetischen Frauen) wird ihre authentische Erscheinung quasi „ohne falsche Zugaben“ stets betont.²⁴ Die Leinwand schöne der 30er Jahre ist nicht ausgehungert und erschöpft, sondern gut ernährt, ihre physische Gesundheit und Kraft sind im körperlichen Habitus betont, sie ist nie dünn und fragil, sondern eher korpulent, stark und athletisch, ihre Gestensprache ist definitiv, die Stimme laut und gut ausgebildet. Nikolaj Černyševskij's soziologischer Begriff des Schönen, den er am Beispiel der Frauenschönheit erklärte (der Aristokrat findet die blasse Fragile schön und der Bauer eine gesunde solide Arbeiterin), was eigentlich auch Tretjakov in seinem Essay verteidigte, ist offensichtlich eine inspirierende Quelle für die Konstruktion der sozialistischen Schönheit. Der Typ, den die Filmschauspielerinnen in den 30er Jahren repräsentieren, ist geprägt von bäuerlicher Gesundheit und als eine

nationale „slawische“ Schönheit verstanden, etwa die „Russische Venus“ eines Boris Kustodiev. Doch ihre üppigen Formen sind gedämpft. Der sowjetische Psychologe Aron Zalkind formulierte neue Vorstellungen der weiblichen Attraktivität:

*Das Proletariat verschmäht die spezifischen physiologischen weiblichen Reize (specifičeskie fiziologičeskie primanki), die in Folge von faulen Lebensbedingungen der kapitalistischen Ausbeutung entstanden sind. Zum dominanten sexuellen Reiz der Frau sollte ihre Klassenzugehörigkeit werden. Der Sozialismus braucht nicht die kokette kraftlose weibliche Fragilität (...) Politisch und ökonomisch, d.h. physiologisch muß sich die Frau dem Mann nähern.*²⁵

Deshalb wird bei den sozialistischen Schönen die Brust nur ungenau angedeutet, ihr Wuchs, starke Beine und breite Schultern werden dagegen betont. Boris Šumjackij beschrieb die Ausstrahlung von Cesarskaja als „langsame, schwere Schönheit“.²⁶

Stark, blond, kräftig, blauäugig hatten sie nichts von der raffinierten, blassen, geschmeidigen Nixe. Die Schöne ist monumental wie der Architekturstil der Zeit. Doch ihre Gesundheit wurde nicht als Voraussetzung für die Mutterschaft gepriesen (wie etwa im Rahmen der „Blut und Boden Ideologie“ oder in Zalkinds Propaganda der Eugenik; weder die Filmheldin, noch der Star selbst hatte Kinder und wurde auch nicht mit Kindern assoziiert), sondern für die Leistungen – die harte Arbeit im Produktionsprozeß. Das Starbild wird narrativisiert in der Fabel des sozialistischen Wettbewerbs, der beruflichen Karriere, des sozialen Aufstiegs – von der einfachen Bäuerin, vom ungelerten Dienstmädchen zur Ingenieurin und Mitglied des Parlaments (des Obersten Sowjets). Diese Fabeln spielen die Geschlechtsunterschiede herunter und lassen die Frauen oft die männliche Arbeit erfüllen, die männliche Arbeitskleidung tragen und die traditionell männliche öffentliche Sphäre besetzen. Der Aufstieg wird begleitet vom Lebenskomfort,

²¹ Bemerkenswert ist die Tatsache, daß es in der Sowjetunion lange keine Altersbegrenzung bei der Einstufung der Filme gab.

²² Die Dämpfung der erotischen Ausstrahlung, die Filme der 30er-50er Jahre bei Zeichnung der weiblichen Figuren anstreben, knüpft an die russische Tradition der Idealisierung der Frau und der Trennung zwischen der sinnlichen und der idealen Liebe an.

²³ vgl. Frelich.

²⁴ Über die Nähe zwischen der Unterdrückung der Kosmetik in der Stalin-Zeit und Woodstocks alternativer Ästhetik – vgl. Helena Gosçilo/Nadežda Azhginin: *Getting under*

the Skin: The Beauty Salon in Russian Women's Life. In: *Russia – Women – Culture* (ed. by Helena Gosçilo/Beth Holmgren), Bloomington 1996, S. 98 ff. Interessant ist auch, daß im internationalen Kinogeschäft der Begriff der slawischen Schönheit auch mit Natürlichkeit kodiert wird. Olga Baklanova oder Olga Čechowa, die große Karriere in Hollywood und bei der UFA machten, sind Beispiele dafür.

²⁵ Aron Zalkind: *Polovoj vopros v uslovijach sovetskij obščestvennosti*, Leningrad 1926, S. 56-58.

²⁶ Boris Šumjackij, S. 216.

vor allem dem Umzug aus dem Wohnheim in eine eigene Wohnung, doch kommt am Ende als Lohn für die harte physische Arbeit und bebildert die in den Zeitungen propagierten erweiterten Konsummöglichkeiten für Stachanov-Arbeiter.²⁷ Die Filmfabeln sind aufgebaut wie Gerechtigkeitsmärchen (über die fleißige Goldmarie) und appellieren an bäuerliche Werte: arm und häßlich wird reich, schön und berühmt – als Entlohnung für die Arbeit. Am Ende wird auch eine Heirat angedeutet, doch da das Narrative um die Rivalität mit dem anderen Geschlecht nicht im erotischen Bereich, sondern im Produktionsbereich ausgespielt wird, in dem Mann und Frau als gleich stark impliziert werden, ist diese Geschlechtsversöhnung, ein Zugeständnis an die traditionelle Fabel, eigentlich völlig aus der Kraft gesetzt. Daß gerade die Frauen als animierende Antriebsmaschinen, als cross sexual Identifikationsfiguren vom Film eingesetzt werden, ist ein interessantes Zeichen. Denn es deutet daraufhin, daß die Erotik nicht ganz verdrängt wird, doch nur klassisch in Leistung sublimiert werden muß. Der verdammte Freud feiert auf diese Weise einen massenhaften Triumph. Der 46. Band der Großen Sowjetischen Enzyklopädie enthielt 1940 den Artikel „Polovaja žizn“, „Geschlechtsleben“, in dem betont wird, daß Sex keine ungesunde Neugier wecken sollte, man müßte „ein rationales Umschalten des sexuellen Triebes in die Sphäre der Arbeit und Kulturinteressen lenken“.

Auch die üblichen Zeichen der Übertragungstechniken sind zu finden. Der geheime und eigentliche Geliebte dieser Schönen ist der ferne Prinz in einem Zauberpalast – Stalin im Kreml, der ihnen zu ihrer magischen Transformation verhilft. Die an Stalin gerichteten Reden der Heldinnen in Medvedkins „Čudesnica“ („Die Zauberin“, 1937), Zarchi und Chefic „Člen pravitel'stva“ („Mitglied der Regierung“, 1939) oder Čiaurelis „Padenie Berlina“ („Der Fall von Berlin“, 1949) verdeutlichen diesen Subtext. Eros wird in symbolischen Requisiten meditiert und auf die Außenwelt übertragen: Natur, Skulptur, Accessoires übernehmen oft im Film die Rolle der erotischen Präsenz (wie in der viktorianischen Malerei), wie der Phallus des Springbrunnens „Golde-

ne Ehre“ oder die mächtigen steinernen Bullen im Finale des „Lichten Weges“, als die Heldin ihren Geliebten trifft.

Die sowjetischen Filmstars haben es in diesem Rahmen nicht leicht. Sie erscheinen kaum in eleganten Kleidern, oft nur im kurzen Finale. Den ganzen Film über laufen sie in einer männlichen (oder unisexen) Arbeitskleidung herum, ihre Beine sind in Stiefeln oder Filzstiefeln versteckt, das Haar ist unter dem Arbeitshelm oder Tuch. Die Abendrobe im Finale hat lange Ärmeln und kein Dekolleté, ist bis zum Hals geschlossen, von Pelzen, Hüten, Federn, Perlen, Diamanten und Negligés nicht zu sprechen. (Die einzige Form der Entblößung ist beim Sport möglich, doch ist diese Sportgrazie entsexualisiert.) Allerdings wird ihre Arbeit meist in den Filmen als Tanz- und Gesangnummer inszeniert – mit erotischen Untertönen. Die Frauen sind Maschinen der Energie und des sozialen Optimismus, sie sind attraktiv, doch ihre Schönheit wirkt kühl und enterotisiert, der intimen und privaten Sphäre entrissen. Ihre ansteckende Energie darf nicht im „unnützen Sexleben“ verbraucht werden, sondern auf andere Gebiete übertragen – Parade, Führerkult, Arbeit – als orgiastische Beschäftigung ohne Sex. Die sowjetische Filmschauspielerin ist – versucht man sie im Rahmen des von Laura Mulvey angebotenen Modells der visuellen Lust im narrativen Kino zu interpretieren²⁸ – ein Objekt des Blickes und das perfekte, mächtige, ideale Ich, sie vereinigt somit die Eigenschaften des weiblichen und männlichen Protagonisten, sie ist „Spektakel“ und „Agent“, weiblich und männlich zugleich.

Die zwei Gesichter der neuen Schönen

Ljubov' Orlova (1902-1975) ist die bekannteste unter ihnen, vielleicht weil ihr Aufstieg mit der Rolle eines westlichen Stars anfang, der Luftakrobatin Marion Dixon in „Cirk“ („Zirkus“, 1936). In „Zirkus“ verkörpert sie zwei Frauenbilder – die Projektionen der westlichen und sowjetischen Wunschbilder. Die wegen ihrem schwarzen Kind erpreßbare, von ihrem Manager sexuell und

²⁷ Sinkó bemerkt in seinem Tagebuch, daß in den Zeitungen systematisch Nachrichten darüber erscheinen, „daß dieser oder jener Stachanovarbeiter einen Schrank oder eine Ottomane, ein anderer eine Nähmaschine, ein neues Kleid oder einen Wintermantel gekauft habe. Hin und wieder erfährt man die Preise oder sieht den erworbenen

Gegenstand neben dem beispielhaft lachenden Käufer abgebildet.“ Sinkó, S. 305.

²⁸ Laura Mulvey: *Visuelle Lust und narratives Kino*. In: Gieslinde Nabakowski/Helke Sander/Peter Gorsen (Hg.): *Frauen in der Kunst*, Bd. 1, Frankfurt 1980, S. 30-46.

materiell abhängige Marion wird von ihm im Alltag zum Luxusobjekt stilisiert (eingewickelt in Pelz und Seide) und in der Zirkusarena als erotischer Fetisch inszeniert. Dunkelhaarig, sexy, anrühlich, erscheint sie in Federn und einem glitzernden Atlasumhang, mit hoch offenen Beinen, betont durch Strümpfe mit Pailletten, auf einer gigantischen (phallischen) Kanone, die ihr die Energie vermittelt, um unter die Zirkuskuppel („auf den Mond“) zu fliegen. Doch unter dieser „falschen“ Maske, Perücke und Image entdeckt der Zuschauer eine leidende Frau, die in der Sowjetunion mit dem Wechsel der Staatsbürgerschaft auch ihr weibliches Erscheinungsbild ändert: Als eine blonde Kameradin in weißer Sportkleidung betritt sie, emanzipiert und gleichberechtigt, im Finale den Roten Platz („als freie Bürgerin des freiesten Landes der Welt“, so der Liedertext). Ihre erotischen Reize werden in sportliches Geschick und Kraft umgewandelt. Als sie die Nummer „Flug in die Stratosphäre“ im sowjetischen Zirkus ausführt, tritt sie mit ihrem Partner in einem Raumanzug „unisex“, mit Helm und Mantel auf, der ihren Körper verdeckt. Deutlicher konnte man die Differenzen zwischen dem westlichen und dem sozialistischen Star kaum präsentieren.

Ljubov' Orlova wird allerdings von der Kritik als ein bewußtes Pendant zum westlichen Star aufgebaut: „Jeder bürgerliche Star kann unsere Schauspielerin Orlova um ihre Schönheit beneiden.“²⁹ In den Initialen ihrer Heldin wollen jetzt die russischen Filmhistoriker die Anspielung auf Marlene Dietrich sehen,³⁰ da auch das Kostüm von Orlova in ihrer Zirkusnummer entfernt das Kleidchen und den Zylinder von Lola-Lola aus dem „Blauen Engel“ assoziiert. Wie Marlene Dietrich stammte Orlova aus einer adeligen Familie, der Vater war Offizier, die Tochter war die eiserne („preußische“) Ordnung gewöhnt. Ihren Körper und ihre Jugend versuchte sie bis 70 mit Disziplin und Drill zu erhalten. Sie studierte im Konservatorium, nahm Ballett- und Gesangsunterricht und wurde im Chor des Musiktheaters aufgenommen, das Vladimir Nemirovič-Dančenko

führte. Ihre erste Ehe mit dem hohen Wirtschaftsfunktionär Andrej Berzin wurde geschieden; der Mann verschwand im Lager nach dem politischen Prozeß um die erfundene „Bauernpartei“ Aleksandr Čajanovs 1930. Sie war eine zeitlang mit einem deutschen Diplomaten liiert, also sie erfüllte die vorgeschriebene Bahn der Schönheit in der sowjetischen Gesellschaft an der Schwelle zu den 30er Jahren: als Attribut der Partielite (Ehefrau), eines Ausländers (Geliebte) oder als eine Operettendiva.³¹ 1933 traf sie den Regisseur Grigorij Aleksandrov und verband ihr Schicksal für immer mit ihm. Er machte sie zum Star, sie aber sicherte ihm die Position des ersten Komödienregisseurs des Landes. Seine Filme waren die Lieblingserholung für Stalin, doch die

Zuschauer gingen ins Kino, um Orlova zu sehen, meint ihr Biograph.³²

Ihre offiziellen Fotos und ihre Privatfotos sind zwei Welten.

Auf einem Privatfoto lächelt uns geheimnisvoll eine elegante Dame mit Pelz und Hut an. Auf dem offiziellen Foto sehen wir eine energische Komsomolzin in einem bunten Mädchenkleid und weißen Söckchen oder eine strenge Matrone mit gepolsterten Schultern, in ein geschlossenes Jackett mit Orden darauf gesteckt. Ihr Lebensstil war bürgerlich, luxuriös und starmäßig. Das Haus wurde nach dem Vorbild der Pickfair-Villa gebaut, des Hauses von Mary Picford und Douglas Fairbanks, das Alexandrov in Beverly Hills besucht hatte. Die Möbel wurden nach ihren Entwürfen im Mosfilm-Atelier gefertigt, ihr Badezimmer erregte in Moskau Aufsehen. Chauffeur, Dienstmädchen und Köchin gehörten zum Haushalt, wie die Masseuse und Kosmetikerin. Doch hatte dies nichts zu tun mit dem Lebensstil, den ihre Leinwandheldinnen führten. Sie konnte sich auf der Leinwand nur als Ausländerin in eleganten Kleidern zeigen, als sie die Dixon oder eine amerikanische Spionin spielte („Vstreča na El'be“, „Begegnung an der Elbe“, 1949), wenn sie die sowjetische Frau spielte, war der Körper in stilisierter Arbeitskleidung versteckt. Die Diskre-

Eros wird in symbolischen Requisiten meditiert und – über Natur, Skulptur, Accessoires – auf die Außenwelt übertragen

²⁹ G. Zeldovi: *Ljubov' Orlova*, Moskva: Goskinoizdat 1939, S. 21.

³⁰ s. Karina Sachnazarova: *Iskusstvo kino*, 11/1992.

³¹ Der Autor der neuen Biographien von Orlova (Dmitrij Ščeglov: *Ljubov' i maska*, Moskva: Olimp 1998) reproduziert ihren genealogischen Baum und stellt sie als

eine aristokratische Schönheit dar, die sich unter den Muziks verirrt hatte und Schauspielerin wurde (wie sonst konnte die schöne Frau überleben). Diese Schlußfolgerung gibt ziemlich genau das seltsame Verständnis der Rolle einer schönen Frau in der neuen Gesellschaft.

³² s. Dmitrij Ščeglov.

panz zwischen dem Bild auf der Leinwand, dem öffentlichen Bild des Stars, ihrem eigentlichen Leben, dem Alltag der arbeitenden Frau und der Existenz der Schönen in der sowjetischen Gesellschaft war implizit.

Orlovas Image liegt eine Travestie zugrunde, und diese Travestie wirkt wie eine Anspielung auf den populärsten Film unter den wenigen ausländischen Produktionen im sowjetischen Verleih der frühen 30er Jahre: „Peter“ (Henry Koster, 1934), in dem die Operettendiva Franciska Gaal in der Hosenrolle auftrat und den schmutzigen Arbeitsanzug eines Jungen aus der Autowerkstatt gegen das Kleid der angeblichen Schwester wechselte. Das leicht abgewandelte Muster ist in allen Filmen von Orlova zu finden. Sie spielt eigentlich immer eine Doppelrolle, die sie als Konfrontation zweier Weiblichkeitsbilder konstruiert. In „Zirkus“ sind es zwei Marion, in „Svetlyj put“ („Der lichte Weg“, 1940) – das burschikose Hausmädchen am Anfang und die reife, elegante Frau im Finale, die Entzweiung dieser zwei Bilder ist betont durch die Begegnung der Heldin mit ihrem alten „Ich“ im Spiegel. Eigentlich liegt ihrer kleinen Debütrolle in „Veselye rebjata“ („Lustige Burschen“, 1934) die gleiche Transformation zu Grunde. Ihre Weiblichkeit wird (vom Zuschauer, vom männlichen Protagonisten) nicht wahrgenommen, da sie verkleidet ist.

„Lichter Weg“ bebildert den Weg eines Bauernmädchens (rückständig wie Rußland), sie wird eine moderne Arbeiterin, Ingenieurin und Politikerin. Die Karriere ist dargestellt als eine visuelle Verwandlung: der Typ des bäuerlichen häßlichen Entleins in Männersachen, Wattejacken, Filzstiefel ist dem Standard der urbanen Filmschönheit angepaßt. Diese märchenhafte Transformation ist im Film an die Arbeit gebunden: Sie hat aus der Frau eine Schönheit gemacht. Mit jedem neuen Arbeitsrekord wird Tanja immer attraktiver. Die erste Szene ist besonders bemerkenswert: Tanja kann nicht einschlafen, eine (Liebes-)Sehnsucht quält sie. Die Ortung der Sehnsucht im erotischen Bereich ist durch ihre Erscheinung begünstigt: Sie ist in einem halb durchsichtigen Nachthemd, zum ersten Mal mit entblößten Händen und mit offenem Haar. Ihr Gesicht ist durch die weiche nächtliche Lichtzeichnung effektiv modelliert. Sie stürzt zum Telefon und ruft... das Parteikomitee an, um die Erlaubnis zu bekommen, auf den 16 Webstühlen zu arbeiten.

Gerade in dieser Szene wird die Schauspielerin zum ersten Mal im Film als eine attraktive Frau inszeniert. Ihr Körper, ihr Haar und ihr Gesicht, die vorher verdeckt waren (durch Ruß, unförmige grobe Kleidung, Filzstiefel, Kopftücher usw.) sind exponiert, die erotischen Reize betont. Die Arbeitsleistungen sind als Tanz- und Gesangsnummer inszeniert. Die Brillanz für ihre Gestaltung erarbeitete sich Ljubov' Orlova in den klassischen Operetten wie „La fille de Madame Angot“, „Périchola“ oder „Le chapeau de paille d'Italie“, und diese Schule ist in den Fabriksszenen zu erkennen. Das Gesicht, die Frisur, der Körper der Heldin ändern sich genauso, wie ihre Rede und Kleidung.

Übrigens die selbe Transformation (nur viel langsamer) ist auf den Seiten der Frauenzeitschriften zu beobachten. „Krest'janka“ oder „Rabotnica“ präsentierten in den 30er Jahren Fotografien der Frauen nur in Kopftüchern und Wattejacken; in den späten 40er Jahren, nach dem Krieg, hatten sie Frisuren und städtische Kleider an, auf den letzten Seiten wurde die Mode gezeichnet, die auch Ritha Heyworth tragen kann, und in den Ratschlägen der Kosmetikerin werden Sachen wie Lifting erwähnt!³³ „Der Lichte Weg“ (der ursprünglich „Aschenputtel“ hieß) sollte von einem auf das Image des Stars Orlova ausgerichteten merchandizing begleitet werden. Da Stalin den Titel von „Zoluška“ auf „Svetlyj put“ ändern ließ, platzen die Pläne des Verleihs, der bereits das Werbeparfüm und Streichhölzer „Zoluška“ produzierte, mit dem Bild von Orlova darauf.³⁴

In „Vesna“, („Frühling“, 1946) wurde das unterdrückte Motiv der Doppelgängerinnen zur Fabel gemacht und in eine Doppelrolle verwandelt. „Frühling“ hebt die innerhalb der 30er Jahre aufgebaute cross gender-Identifikation wieder auf. Er inszeniert die Weiblichkeit als einen arte fact und arbeitet mit traditionellen Weiblichkeitsklischees. Eine Schönheit (traditionell mit der Schauspielerin kodiert, einer Blondine aus dem corps de ballet) und eine neue sozialistische Frau-Wissenschaftlerin (ohne sex appeal) tauschen ihre Plätze und Erscheinungsbilder. Die Fabel erinnert entfernt an die Komödie von Konstantin Judin „Serdca četyrech“ („Herzen der vier“). Dort verwandelte sich Valentina Serova, die sozialistische Frau-Kameradin, eine Biologin mit Brille, in eine

³³ Ich habe verschiedene Jahrgänge verglichen: „Rabotnica“ (1927 und 1947); „Krest'janka“ (1933 und 1948).

³⁴ „Sovetskaja ženščina“ (Jahrgang 1948).
³⁴ Dmitrij Ščeglov: *Ljubov' i maska*, S. 158.

strahlende attraktive Blondine – dank der Liebe zu einem schnittigen Offizier. Der Film wurde 1941 als „zu leichtsinnig“ verboten und erst im Januar 1945 als Siegesgeschenk freigegeben.

„Frühling“ wurde gedreht in den Sets der „Frau meiner Träume“, im Prager Studio, wohin die Produktion mehrerer sowjetischer Filme nach dem Krieg verlegt wurde. Die Dekoration wurde dreifach im Film benutzt – als Theaterbühne, als Filmatelier (ein erlaubtes Traumland) und als Institut der Sonnenenergie, in dem das Experiment, der Sieg der Heldin über die Sonne, als eine Zirkusattraktion inszeniert wird, die Lichteffekte erinnern dabei unweigerlich an „Metropolis“ und „Frankenstein“.³⁵ Die Schauspielerin ist blond, kokett, elegant, mit offenem Haar, in hellen fliegenden, fließenden Kleidern, mit Hüthen, hoher Stimme und unsicherem Lächeln. Alexandrov zeigt bei den Tanznummern oft ihre Beine, auf denen die Kamera stehenbleibt. Sie ist in der Szenerie von „Traviata“, „Czardasfürstin“, „Schwanensee“, Exotik und Romantik angesiedelt, sie ist Zigeunerin, Odette, Ljudmila, die schlafende Schöne. Die Jungfer-Wissenschaftlerin ist als ihr Gegenteil gebaut: In dunklen, geschlossenen Kleidern, undurchsichtigen Strümpfen, in einem gestrickten, unförmigen Pullover, das Haar – im Dutt, die Augen hinter der Brille. Sie hat die männliche Manier des Rauchens, ihr Gang ist hölzern, die Resoluthet ihrer Aussagen ist als männlich kodiert. Während die Schauspielerin in das trockene Wissenschaftsmilieu Schwung bringt und mit Akademikern einen leichtsinnigen Schlager einstudiert, wird der Wissenschaftlerin beigebracht, Pelze und Abendtoiletten zu tragen, denn Zobel und durchsichtige mondäne Gewänder gehören zum Alltag sowjetischer Frauen genauso wie Kaviar und Sekt auf den Tisch eines jeden Proletariers gehören, wie es ein 1947 herausgegebenes Kochbuch deklarierte. So wird die im Film konstruierte „weibliche Schönheit“ zwischen die Tradition der russischen Idealisierung (mit Glinkas Romanzen auf Puškins Versen und Čajkovskijs Schwänen) und den bürgerlichen Luxus gestellt. Im Film gibt es keine Zeichen der patriarchalischen Rückständigkeit. Beide Frauen sind im Zentrum Moskaus plaziert, das durch erkennbare Zeichen in Szene gesetzt wird: Pferde auf dem Bolšoj Theater, Le Corbusiers Bau in der Mjasnickaja Straße, alte Villen und die Uferpromenade. Die Kamennyj-

Brücke wird wieder als Ort des ersten Kusses belebt, die Szenerie des russischen Stummfilms wachrufend.

Zwei Gesichter, Körperhaltungen, gestische Expressivität und Gangarten, Stimmen und Manier zu sprechen werden einander angepaßt, dieser Prozeß ist verbalisiert und von „Fachleuten“ (Visagistin, Filmregisseur) kommentiert. Hier muß das Lächeln weg, da die Strenge und die „Details“ (Brille, schmale Lippen usw.). Das Gesicht der Wissenschaftlerin wird in „sex appeal Nr. 4“ umgewandelt, in die Maske der Schönheit. Sie erschrickt vor dieser Operation, ihre Maske wird mit dem Monster überblendet, (Černomor, der der russischen Schönheit die Unschuld genommen hat). Diese Blende versetzt uns aus dem Filmstudio in eine andere Szenerie: in das Theater, in dem „Ruslan und Ljudmila“ geprobt wird. In dem Moment, wo die eine zur Schönheit (und zur Frau) gemacht wird, erwacht die andere aus der Anonymität eines corps du ballet-Mädchens und wird Solistin. Die Frau ist wieder in die alte Rolle des Objekts zum Anschauen geführt worden. In keinem anderen sowjetischen Film wird die Weiblichkeit so deutlich als Konstruktion gezeigt, als inszeniertes Maskenbild, das anprobiert und abgelegt werden kann.

Am Ende wird der Filmtrick entblößt: Es sind nicht zwei Frauen, sondern eine einzige und in ihr – der sowjetischen Schönheit Ljubov' Orlova – sind beide Erscheinungsbilder vereint. Es gibt keine Entzweiung, diese wird in die Sphäre des Films abgeschoben, der mit Doppelungen arbeitet. Dort gibt es zwei Nikolai Gogols, die als Bobčinskij und Dobčinskij auftreten, zwei Monde und Verkörperungen zweier weiblicher Klischeebilder.

Doch bleibt die Geschichte von der Zusammenführung, ja Aufhebung der Opposition zwischen Weiblichkeitsklischees an der Oberfläche. Die Tiefenstruktur des Films belebt andere, allerdings genauso traditionelle Topoi. Die Opposition von Sein und Schein ist an den traditionellen Gegenstand – weibliche Schönheit – gekoppelt:

Das Schöne fasziniert, verzaubert, weckt das Begrenzte, verspricht Momente des gesteigerten Lebens. Es drückt Unendliches im Endlichen aus und widersetzt sich den verzweifelten Versuchen, seinen

³⁵ Auf dem Symposium in München wurde an die futuristische Oper „Sieg über die Sonne“ (1913/14) in

diesem Zusammenhang erinnert.

*Sinn zu bestimmen (...) Der Versuch, sich seiner zu bemächtigen, vernichtet es. Das Schöne ist Schein und als Schein Spiegelung in sich selbst. Es bildet eine nicht auf anderes reduzierte Welt, ist ohne Nutzen und spielt mit den erotischen Wünschen am Rande des Chaos in der Hoffnung auf Unvergänglichkeit*³⁶,

mit diesen Worten eröffnen Dietmar Kamper und Christoph Wulf ihren Band „Der Schein des Schönen“.

„Frühling“ basiert auf der Gegenüberstellung des Scheins und Seins, auf die Doppelung ohne Unterscheidung zwischen dem Wahren und dem Falschen. Virtuos wird dieses Oszillieren auf der Musikebene aufgenommen, die mit „Fakes“ spielt, denn Isaak Dunaevskij verwendet die Fetzen der Verdi- und Glinka-Melodien, so daß merkwürdige Verunsicherungen entstehen: Was hören wir jetzt eigentlich, eine Verdi-Arie oder eine Dunajevskij-Nummer?

Eine andere wichtige Referenz bildet im Film die Gegenüberstellung von Kunst und Wissenschaft. Diese zwei Medien werden durch zwei Doppelgängerinnen vertreten, die den Diskurs in die Allegorie überführen. Eigentlich wird am Ende die Synthese beider Medien gefeiert, die von Anfang an da war, nur unentdeckt, genauso wie die Doppelgängerinnen (zwei Verkörperungen der Wissenschaft und Kunst) nicht gleich als eine Frau erkannt werden, die Schauspielerin Orlova. Mit der Entblößung des Filmtricks wird die Synthese von Kunst und Wissenschaft (und auf dieser Weise von Kunst und Leben) wiederhergestellt und die Opposition von Sein und Schein aufgehoben.

Orlovas Spielstil ist betont künstlich und zeichenhaft, auf einige wenige Masken reduziert – das Kokette im Blinzeln, das Wunder in weit aufgerissenen Augen, die Freude im strahlenden Lächeln mit halb offenem Mund. Ihr Sopran versucht alle Alltagssätze melodisch zu intonieren, und ihre Tanzkünste strahlen – genauso wie der Tanz der Marika Röck – eher sportliche Kraft als

Grazie aus. Aber diese Künstlichkeit paßte perfekt zu dem artifiziellen, im Atelier gebauten Milieu. Nie hatten die Zuschauer Orlova am Kochtopf, Windelwaschen (das Essenzubereiten in „Lichter Weg“ ist als eine exzentrische Musiknummer inszeniert), Schlangestehen gesehen, genauso wenig beim Friseur, bei der Kosmetikerin oder Modistin. Nicht beim Balltanz oder auf dem Empfang. Dafür oft als Beherrscherin der Maschinen und automatischer Prozesse, auf Versammlungen, Meetings, Demonstrationen, beim Parademarsch. Ihre Lieder werden nicht privat gesungen, sondern im Chor, sie werden zu Peilsignalen der staatlichen Rundfunkstationen. Der Operettenmarsch aus „Lustige Burschen“ wird zur Hymne, mit seinem Absingen wurde die erste Stachanov Konferenz 1935 beendet.³⁷

Andererseits kann ein Hymnus zu einem animierenden Schlager werden.

Nur in den Kriegsjahren erscheinen zwei Blondinen mit stärkerem sex appeal auf der sowjetischen Leinwand: Valentina Serova und Ljudmila Celikovskaja, die den Charme einer verwöhnten, Schutz bedürftigen Kind-Frau hatten. Sie spielten zwei Schwestern in der verbotenen Liebeskomödie „Herzen der vier“ (1941/1945). Der soziale Status ihrer Heldinnen wechselte – sie sind Studentinnen, Sängerinnen oder einfach Ehefrauen, die keine Arbeitsrekorde aufstellen müssen und sich Liebe, Musik und Kunst hingeben. Ihr sex appeal war allerdings etwas gedämpft, da beide ingenue waren und blieben.³⁸

Das Dasein als Star

Die Position der Stars in der sowjetischen Gesellschaft war merkwürdig. Ihr femininer Charme wurde als Propagandamittel eingesetzt. Der Staat machte sie zu Repräsentantinnen der politischen Macht jenseits der Leinwandrealität. Sie belegten öffentliche Positionen – als Mitglieder der Frauen- und Friedenskomitees oder als Volksvertreterinnen im Obersten Sowjet. Nach ihren Namen wurden Schiffe benannt. Ihr Leben war öffentlich, doch nicht durch Modezeitschriften oder Sensationspresse, sondern durch politische Arbeit. Sie trafen ihre Verehrer in den Werkhallen. Nicht einfach vereinzelte Zuschauer gingen ins Kino, um Orlova zu sehen, sondern „Kollek-

Der Staat machte die Frauen zu Repräsentantinnen der politischen Macht jenseits der Leinwandrealität

³⁶ Dietmar Kamper/Christoph Wulf (Hg.): *Der Schein des Schönen*, Göttingen 1989, S. 9.

³⁷ Sinkó, S. 271.

³⁸ s. Okunevskaja, S. 116.

tive“ der Schachten, Fabriken und Regimente. Orlovas Bild wurde in einer damals unwahrscheinlich hohen Kopienzahl über das Land verstreut und sollte eine affektive Verfügungsgewalt über das Subjekt ausüben. Befreit von Erotik und religiöser Anbetung sollte sie nicht als Madonna und nicht als pin up funktionieren, sondern als ein Antrieb zur Tat. Deshalb wurde sie von ihren Verehrern nicht mit Rosen, sondern mit Metallschrauben geehrt. Als Orlova nach Čeljabinsk kam und dort in der Fabrik auftrat, versprachen die Arbeiter, ihr zur Ehre die Arbeitsnorm zu steigern. Vladimir Gusev widmete dieser Tatsache ein Poem, das am 1. Mai 1937 in „Pravda“ abgedruckt wurde.

Allerdings wurde das Privatleben der Stars durch andere Kanäle privatisiert – Gerüchte. Zum Image von Serova trug ihr Leben jenseits der Leinwand bei – die Ehe mit dem der Macht nahen Schriftsteller Konstantin Simonov, die Romanze mit dem Marschall Konstantin Rokossovskij, die Einmischung Stalins in ihrer Adulteeraffäre, der schwere Alkoholismus. Orlovas Image war dagegen stets durch eine beneidenswerte harmonische Musterehe mit ihrem Regisseur befestigt. Sie wird nun als mütterliche Schützerin aller sozial Schwachen in einer kürzlich erschienen Biographie stilisiert, die einfachen Menschen half und von ihnen vergöttert wurde. Nur sie konnte bewirken, daß ein krankes Kind ins Sanatorium geschickt oder einer armen Witwe geholfen wurde, doch nicht als Mitglied des Parlaments, sondern als weiblicher Star. Allerdings, wenn sie lange keine Theaterrolle bekam, wandte sie sich nicht an ihren Regisseur, sondern an die oberste Macht – das Zentralkomitee. Diese Verwicklungen zwischen der Schönen und der Macht beruhen auf dem patriarchalischen Bild der „Fürsprecherin (zastupnica) vor dem Herrscher“, die vom Herrscher protegert wird.

Andererseits wenn die Stars den Mächtigen zu

nahe kamen, drohte ihnen die übliche Gefahr (wie Marion Dixon von ihrem allmächtigen Manager). Gerüchte um die Schönen, die sich nicht nur an ihre Ehemänner, Regisseure, verkauften, sondern auch an die Parteibonzen, gingen um. Okunevskaja zitiert in ihren Memoiren einen Satz, den sie zufällig auf einem Kremlempfang hört: „Diese Prostituierten (gemeint sind sie und Serova, Anm. d. V.) verkauften ihre Schönheit und ihr Talent an die Parteibonzen.“³⁹ Hier hat sie unbewußt die patriarchalische Vorstellung, die selbe Beziehung Frau/Schönheit – Kunst/Macht reproduziert, die auch vor der Revolution in Rußland herrschte: Wenn eine schöne Frau Schauspielerin wird, ist sie gleichgesetzt mit einer Prostituierten. Das Klischee wird auch in der Emigrantenpresse reproduziert, wie Natalia Nusinova zeigte.⁴⁰

Lavrentij Berija machte einige dieser Filmschönen zu seinen Maitressen. Für ihre Romanzen mit Ausländern – d.h. den erotischen Verrat am Staat – wurden Zoja Fedorova und Tatjana Okunevskaja ins Lager geschickt. Als Garant der unvergänglichen Stabilität der „Evita“ Orlova ging eine Apokryphe um. Stalin sollte bei der wiederholten Sichtung von „Volga-Volga“ dem Regisseur und Ehemann Aleksandrov geflüstert haben: „Wenn mit diesen Beinen etwas passiert, wird dafür Dein Kopf fallen.“

Schönheit, gekoppelt an den weiblichen Körper und verbreitet durch Medien, wird in letzter Zeit zu einem Modethema. Bücher,⁴¹ Symposien und Ausstellungen⁴² widmen sich diesem Gegenstand, Kulturkritiker und Philosophen äußern sich dazu.⁴³ Heute ist die Konstruktion der Schönheit aus dem Bereich der Kunst in die der Popkultur und Werbung entlassen. Der Umgang mit diesem ephemeren Begriff als eine ideologische Konstruktion in der sowjetischen Gesellschaft am Übergang zu den 30er Jahren, in der die Werbung und die Popkultur konsequent aus-

³⁹ Okunevskaja, S. 200.

⁴⁰ Natalia Nusinova: *Kino emigrantov: stil' i mifologija*. In: *Kinovedčeskije zapiski*, Moskva 18/1994, S. 257. Obwohl diese Verbindung in einer sehr alten Tradition steckt, angefangen bei dem römischen Theater und fortgesetzt in anderen Epochen. „Many great stage actresses in the Restoration, when women were first allowed into the English stage, often kept up their practice as prostitute... There is an aesthetic continuity between all the professions that display the body. Prostitution like acting emphasizes individual pleasure through a kind of benevolent deception, a „trick““. Leo Brady: *The World in a Frame*, New York 1976, S. 214.

⁴¹ Dave Hickey: *The Invisible Dragon – Four Essays on Beauty*. Los Angeles 1993; Ernst Karpf/Doron Kiesel/Karsten Visarius (Hrsg.): *Bei mir bist Du schön: die Macht der Schönheit und ihre Konstruktion im Film*, Marburg 1994. Bernd Guggenberger: *Die soziale Macht der Schönheit*, Eggingen 1991.

⁴² vgl. „Regarding Beauty“ im Washingtoner Hirshhorn Museum 1999, wiederholt unter dem Titel „Beauty now – die Schönheit in der Kunst am Ende des 20. Jahrhunderts“ im Münchener Haus der Kunst 2000. Vgl. Niklas Maak darüber in *SZ*, 12. Februar 2000, S. 17.

⁴³ Peter Sloterdijk: *Unsere Sterne sind weiblich*. In: *Vogue* (Deutschland) 12/1993, S. 62-64.

geschaltet wurden und die Repräsentation des weiblichen Körpers in der Kunst strikteren Normen oblag, ließ die Schönheit als ‚Arte fact‘ besonderer Art deutlich hervortreten. Die Macht hat einen Typ der Schönen vorgeschrieben – als etwas Neues, doch den Schönen auch

die Verhaltensregel diktiert, und zwar die alten. Im Grunde genommen stützte sich das eine wie das andere auf eine Imitation der bäuerlichen Vorstellungen und wurde als Mittel genutzt, der Gesellschaft eine einende Identität zu geben.

Dr. Oksana Bulgakowa (1954)

Studium am Moskauer Institut für Kinematographie, Promotion an der Humboldt-Universität, Berlin, Mitarbeiterin der Forschungsgruppe Film an der Akademie der Künste der DDR, Filmkuratorin der Ausstellung „Moskau – Berlin, Berlin – Moskau“ (Martin-Gropius-Bau, Berlin; Puschkín-Museum, Moskau, 1995/96). Lebt in Berlin. Unterrichtete an der Humboldt-Universität, Berlin; FU Berlin, Institut für Theater und Film; Universität Wien; Slavic Department of the Stanford University. Veröffentlichungen und Fernsehsendungen zur Geschichte des russischen und osteuropäischen Films.

Publizistik-Shop

Ein Buch-Shop des WUV

Willkommen in der Welt des Wissens

Fachbücher und Skripten

- Rezeptionsforschung
- Journalismus
- Radio
- Film und Fernsehen
- Neue Medien
- Medien allgemein
- PR und Werbung
- Medienpädagogik
- Technologie und Ökologie
- Recht
- Information und Dokumentation
- Kultur und Cultural Studies
- Gender
- Theorie
- Philosophie und Semiotik
- Medienpsychologie

Publizistik-Shop

1180 Wien

Kutschergasse 23

Tel.: 407 77 80

Öffnungszeiten

Mo – Fr 9.30 bis 17 Uhr

Copycards

Mit *einer* WUV | Copycard kannst Du sämtliche Kopiergeräte am Institut sowie 200 weitere in ganz Wien (z. B. an der UB) benutzen.

Der Stellenwert des Fernsehens im Alltag von Frauen und Männern

Waltraud Cornelißen

Das Medium Fernsehen steht in Europa nun schon bald ein halbes Jahrhundert mit regelmäßigen Ausstrahlungen zur Verfügung. In Deutschland begann der NWDR Weihnachten 1952 mit der regelmäßigen Ausstrahlung eines Programmes. Im Rückblick erscheinen die zunehmende Versorgung der Bevölkerung mit immer mehr und immer leistungsfähigeren Empfangs-, Speicher- und Programmwählgeräten, die enorme Ausweitung und Diversifizierung der Programmangebote sowie die enorme Steigerung und Ausdifferenzierung des Fernsehgebrauchs als eine große Erfolgsgeschichte. Von ihr soll hier berichtet werden, wobei ein besonderes Interesse dem Bedeutungswandel des Fernsehens im Alltag von Frauen und Männern gilt.¹

Geschlechtsgebundene Formen der Zuwendung zum Fernsehen?

In den 60er Jahren erreichten Hörfunk und Tageszeitung noch deutlich mehr BundesbürgerInnen als das Fernsehen. Dann aber, in den 90er Jahren, überflügelte das Fernsehen die Tageszeitung und das Radio.²

Im Rahmen der Media-Analyse gaben 1999 95% der Bevölkerung ab 14 Jahren an, „mehrmals in der Woche oder häufiger“ fernzusehen. Dagegen hörten nur 85% der Deutschen so regelmäßig Radio und nur 82 % gaben an, so regelmäßig Zeitung zu lesen.³ Auffallend ist, daß das Fernsehen die anderen Medien nicht verdrängte, sondern sich vielmehr einen *zusätzlichen* Platz im Alltag der BundesbürgerInnen eroberte.

Das Fernsehen nahm, was seine Reichweite betrifft, schon Anfang der 70er Jahre den ersten Rang unter den aktuellen Medien ein, büßte diesen Platz 1985 aber wieder ein. Nach 1985 werden schließlich noch einmal deutliche Reichweitengewinne für das Fernsehen verzeichnet. Während die erste Reichweitensteigerung zwischen 1964 und 1974 auf die zunehmende Versorgung der bundesdeutschen Haushalte mit Fernsehgeräten zurückzuführen ist, ist die Reichweitensteigerung nach 1985 im Kontext der Einführung zusätzlicher Programme zu sehen.

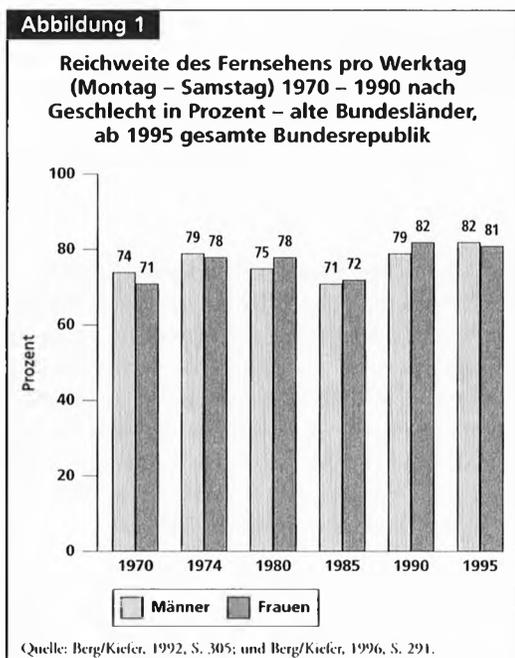
Die Reichweite des Fernsehens variiert kaum mit dem Geschlecht. Leichte Verschiebungen sind allerdings erkennbar (vgl. Abbildung 1).

¹ Eine wichtige Informationsquelle für diesen Beitrag ist eine von ARD und ZDF gemeinsam in Auftrag gegebene Langzeitstudie, die seit 1964, wenn auch in relativ großen Zeitabständen, den Umfang der Mediennutzung, die Integration dieser Nutzung in den täglichen Lebensvollzug und Einstellungen zu den Medien in Bevölkerungsumfragen wiederholt ermittelte (vgl. zuletzt Klaus Berg/Marie-Luise Kiefer (Hg.): *Massenkommunikation V. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964-1995*, Baden-Baden 1996). Um möglichst präzise Angaben zur Mediennutzung zu erhalten, verwendeten die ForscherInnen die Stichtagsmethode, d.h. die Befragten wurden gebeten, den der Befragung vorangegangenen Tagesablauf zwischen 5.00 Uhr und 24.00 Uhr mit seinen alltäglichen Verrichtungen in Viertelstundenintervallen zu rekonstruieren und damit ihre Mediennutzung zu erfassen. Seit 1970 steht mit der Media Analyse (MA) eine weitere Stichtagsbefragung zur Verfügung. Auch wenn man daran zweifeln kann, daß dieses Verfahren das immer komplizierter werdende Geflecht häuslicher Aktivitäten realistisch widerspiegelt, so bieten die Langzeitstudien wegen der Invarianz ihrer Frageformulierungen doch eine gewisse Chance, die langfristige Entwicklung des bundesdeutschen Medien-

konsums zu rekonstruieren. Seit den 80er Jahren stehen auch Ergebnisse elektronischer Messungen zur Verfügung. Durch ein elektronisches Meßgerät (GfK-Meter) werden das Ein- und Ausschalten des Fernsehers, das Umschalten zwischen Programmen, die Nutzung von Videorecordern, von Videotext, Telespielen etc. von bis zu acht fernsehenden Personen im Haushalt registriert und gespeichert. Derzeit fungieren knapp 12000 Personen in Deutschland als Testseher in 5200 Haushalten. Die Testseher selbst signalisieren durch Knopfdruck ihre Zu- und Abwendung vom Medium. Weder der Blickkontakt mit dem Bildschirm, noch die akustische und geistige Aufnahmebereitschaft oder das kurzfristige Verlassen des Raumes werden so erfaßt.

² s. Klaus Berg/Marie-Luise Kiefer (Hg.): *Massenkommunikation IV. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964 - 1990*, Baden-Baden 1992, S. 28, und Marie-Luise Kiefer: *Massenkommunikation 1995. Ergebnisse der siebten Welle der Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung*. In: *Media Perspektiven* 1996, S. 235.

³ zit. n. Maria Gerhards/Walter Klingler: *Jugend und Medien. Fernsehen als Leitmedium*. In: *Media Perspektiven* 11/1999, S. 566.



In den 70er Jahren wurden Männer vom Fernsehen noch besser als Frauen erreicht. In den 80er Jahren kehrte sich dieses Verhältnis aber um. Bis 1990 jedenfalls waren Frauen im Fernsehpublikum geringfügig überrepräsentiert.

Da das Fernsehen heute – im Gegensatz zu den 60er Jahren – fast ausschließlich in den eigenen vier Wänden genutzt wird, während sich für Radio und Tageszeitungen auch andere Nutzungsorte anbieten (z.B. Auto- oder Bahnfahrten, die Mittagspause am Arbeitsplatz), liegt es nahe, zwischen der zunehmenden Verfügbarkeit von Fernsehgeräten im eigenen Haushalt und der überproportionalen Zunahme der Fernsehreichweite in der weiblichen Bevölkerung einen ursächlichen Zusammenhang zu sehen, zumal sich ein wesentlicher Anstieg der Reichweite in der weiblichen Bevölkerung zwischen 1970 und 1974 vollzog, einem Zeitraum, in dem sich sehr rasch fast jeder noch nicht versorgte Haushalt ein Fernsehgerät zulegte.⁴ Solange also das Fernsehen – so könnte man argumentieren – für breite Bevölkerungsschichten noch ein außerhäusliches Medium war, erreichte es Männer etwas besser als Frauen. Mit der zunehmenden Vollversorgung der Haushalte wurden Frauen zunehmend besser erreicht. Der Effekt der zunehmenden Vollversorgung auf die Entwicklung der geschlechtsspezifischen

Reichweiten des Fernsehens ist allerdings nicht sehr ausgeprägt. Tabelle 1 zeigt, daß beide Geschlechter ihren Fernsehkonsum seit den 70er Jahren deutlich ausweiteten.

Gemäß der traditionellen Arbeitsteilung, die Frauen mit der Zuweisung von Hausarbeit eine regelmäßige Präsenz im Haus nahelegt und gemäß den Geschlechtsrollennormen, die Frauen selbst in ihrer Freizeit, zumindest in den Abendstunden, stärker als Männer auf die eigenen vier Wände verweist, verbringen Männer jedenfalls auch 1995 im Durchschnitt noch 19% ihrer abendlichen Freizeit außer Haus, Frauen dagegen nur 14%.⁵ Angesichts der deutlich längeren Verweildauer von Frauen in den eigenen vier Wänden nehmen sich die Differenzen in den Fernsehbudgets von Frauen und Männern heute äußerst gering aus (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1

Zeitbudget für Fernsehnutzung pro Werktag (Montag – Samstag) 1970 – 1990 in Stunden : Minuten – alte Bundesländer – nach Geschlecht, 1995 BRD gesamt

	1970	1974	1985	1990	1995
Männer	01 : 58	02 : 03	02 : 03	02 : 07	02 : 23
Frauen	01 : 48	02 : 07	02 : 00	02 : 18	02 : 26

Quelle: Berg/Kiefer, 1992, S. 308; und Berg/Kiefer, 1996, S. 294.

1999 lag die Fernsehzeit von Frauen gemäß der Media Analyse im Durchschnitt noch 7% über der von Männern.⁶

Die überproportionale Zunahme der Fernsehreichweite und der Fernsehzeiten der weiblichen Bevölkerung in den 70er Jahren erklärt sich mit der zunehmenden Vollversorgung der Haushalte mit TV-Geräten und mit der besseren Zugänglichkeit des Fernsehens für einen Personenkreis, der stärker ans Haus gebunden ist. Für die geschlechtsspezifische Reichweiten- und Fernsehzeitbudgetentwicklung zwischen 1985 und 1990 ergibt sich ein neuer Erklärungsbedarf.

Besonders sprunghaft entwickelte sich zwischen 1985 und 1990 der Anteil der Frauen, die das Fernsehen extensiv (mehr als 2½ Stunden täglich) nutzten. Er stieg von 34 auf 40% an, während der Anteil der männlichen Extensivnutzer im gleichen Zeitraum nur um 2 Prozentpunkte von 35 auf 37% anstieg.⁷ Eine brauchbare Erklärung für

⁴ s. Berg/Kiefer, 1992, S. 14.

⁵ s. Berg/Kiefer, 1996, S. 136.

⁶ eigene Berechnungen nach Statistik in: *Media Perspektiven*

10/1999, S. 557.

⁷ s. Berg/Kiefer, 1992, S. 337.

diese Entwicklung kann die Zulassung zusätzlicher Programmanbieter in der zweiten Hälfte der 80er Jahre sein. Tatsächlich nutzten Frauen die Programme der privaten Anbieter etwas häufiger als Männer. So lag zumindest der Marktanteil von RTL 1994 bei Frauen aller Altersgruppen um rund 3% über dem der Männer.⁹ Die erweiterte Angebotspalette dürfte Personen, die viel Zeit zu Hause verbrachten, dazu veranlassen, das Fernsehgerät häufiger einzuschalten. Auch mögen Tendenzen der „Magazinisierung“, Fragmentierung, „Serialisierung“ und der unterhaltameren Aufbereitung von Information, wie sie sich nicht nur im privaten Fernsehangebot, sondern auch im öffentlich-rechtlichen jener Jahre vollzogen, dafür gesorgt haben, daß das Fernsehangebot besser als in früheren Jahren auch beiläufig und unterbrochen genutzt werden konnte. Dies dürfte insbesondere Hausfrauen Ende der 80er Jahre noch einmal zu neuen Fernsehgewohnheiten veranlaßt haben. Mitte der 90er Jahre scheint gesichert, daß Frauen überall in Europa mehr Zeit vor dem Fernseher verbringen als Männer.¹⁰

Die überproportionale Steigerung weiblicher Fernsehnutzung Ende der 80er Jahre könnte auch von der zunehmenden Versorgung der Haushalte mit Zweit- und Drittgeräten gestützt worden sein, die eine Kombination von Hausarbeit und Fernsehen (z.B. in der Küche) erleichtert und das Verfolgen divergierender Fernsehünsche in einem Haushalt ermöglicht. Während 1974 nur 12% der Haushalte über zwei und mehr Fernsehgeräte verfügten, sind es 1990 in Westdeutschland 31, in Ostdeutschland 27%.¹¹

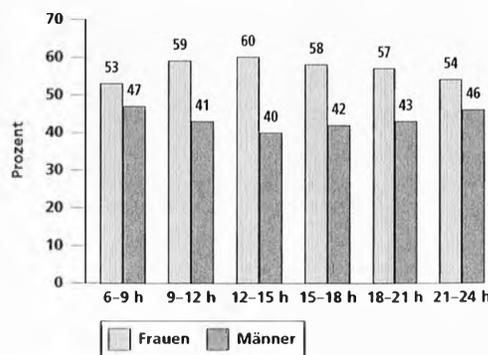
Wie verschiedene Untersuchungen belegen, spielte das Fernsehen bis in die 90er Jahre hinein, jedenfalls rein quantitativ betrachtet, im Alltag von Frauen eine etwas größere Rolle als in dem von Männern. Dies gilt ganz besonders für Frauen in dem Alter, in dem sie viele Familienaufgaben wahrnehmen.¹¹

Die größten Divergenzen zwischen weiblicher und männlicher Fernsehnutzung ergeben sich bei den 25-34jährigen, der Altersgruppe also, in der viele Frauen ihre Erwerbsarbeit einschränken oder einstellen, um sich familiären Aufgaben zu widmen. Unter diesen Bedingungen scheint das Fernsehen für einen Teil der Frauen zu einem täglichen Begleiter zu werden. Angesichts der Tatsache, daß Frauen dieser Altersgruppe täglich ca. drei Stunden mehr Zeit als ihre männlichen Altersgenossen zu Hause verbringen, signalisieren die Ergebnisse auch, daß nur ein sehr beschränkter Teil dieser zusätzlich zu Hause verbrachten Zeit wirklich dem Fernsehen zugute kommt.¹²

Aus Abbildung 2 geht hervor, daß sich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auch in der Verteilung der Fernsehnutzung im Tagesablauf niederschlägt. Frauen sind zu Tagesabschnitten, die erwerbstätigen Personen seltener zum Fernsehen zur Verfügung stehen, überrepräsentiert: vormittags, mittags und nachmittags. Nur morgens zwischen 6.00 und 9.00 Uhr und abends nach 21.00 Uhr sind Männer im Fernsehpublikum

Abbildung 2

Durchschnittliche Zusammensetzung des Fernsehpublikums werktätlich in Zeitabschnitten in Prozent (Erwachsene ab 14 Jahren, BRD gesamt, Montag – Freitag 1994) nach Geschlecht



Quelle: Frielingsdorf, S. 152, auf der Basis von GfK-Daten

⁹ Britta Frielingsdorf: *Möglichkeiten und Grenzen quantitativer Reichweitenforschung. Basisdaten zur Nutzung von Radio und Fernsehen*. In: Gudrun Marci-Boehncke/Petra Werner/Ulla Wischermann (Hg.): *Blickrichtung Frauen. Theorien und Methoden geschlechtsspezifischer Rezeptionsforschung*, Weinheim 1996, S. 154.

¹⁰ Baldauf, Susanne: *Briten sind Europameister beim TV-Konsum. Fernsehnutzung im Vergleich*. In: *tendenz. Magazin für Funk und Fernsehen der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien*, IV/1996, S. 30.

¹¹ s. Berg/Kiefer, 1992, S. 21. 1999 haben 52% aller bundesdeutschen Haushalte mit Jugendlichen mindestens zwei Fernsehgeräte (s. Gerhards/Klingler, S. 565).

¹² vgl. Waltraud Cornelißen: *Fernsehgebrauch und Geschlecht. Zur Bedeutung des Fernsehens im Alltag von Frauen und Männern*, Opladen 1999. Auch Zahlen aus Großbritannien, die aus den 80er Jahren stammen, lassen die ausgeprägtesten Geschlechterdifferenzen in der Altersgruppe der 25- bis 34jährigen erkennen. Die Männer diesen Alters verbringen pro Woche knapp 22 Stunden vor dem Fernseher, während die gleichaltrigen Frauen das Gerät knapp 32 1/2 Stunden nutzten. Auch hier nivelliert sich die Geschlechterdifferenz in den höheren Altersgruppen. Vgl. Sue Stoessl: *Women as TV audience: a marketing perspective*. In: Helen Bachr/Gillian Dyer (eds.): *Boxed in. Women and television*, London 1987, S. 108.

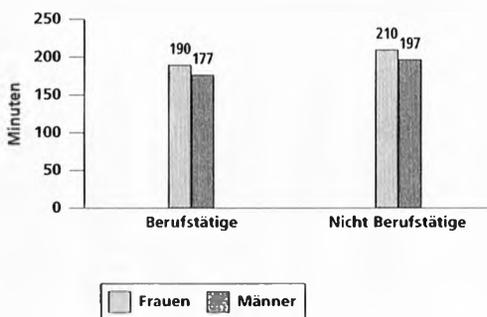
¹³ s. Frielingsdorf, S. 148.

entsprechend ihrem Bevölkerungsanteil vertreten.

Daß die Berufstätigkeit die Fernsehgewohnheiten der bundesdeutschen Bevölkerung prägt, läßt sich auch in Abbildung 3 erkennen. In jeder Geschlechtergruppe sehen die Berufstätigen im Durchschnitt 20 Minuten (etwa 11%) pro Tag weniger als die Nicht-Berufstätigen. Gleichzeitig zeigt die Abbildung, daß das Erwerbsleben die Varianz zwischen der Schdauer der Männer und der der Frauen nicht vollständig erklären kann. Ob berufstätig oder nicht: Frauen nutzen das Fernsehen täglich durchschnittlich eine knappe Viertelstunde mehr als Männer mit dem gleichen Erwerbsstatus. Hierzu mag beitragen, daß weibliche Erwerbstätige häufiger als Teilzeitkräfte arbeiten. Schließlich ist aufgrund der höheren Lebenserwartung von Frauen unter den Nicht-Berufstätigen auch mit einer Überrepräsentanz alleinstehender älterer Frauen zu rechnen, für die das Fernsehen eine gewisse Kompensation fehlender sozialer Kontakte bieten kann und „ein Fenster zur Welt“ darstellt.

Abbildung 3

Durchschnittliche Sehdauer in Minuten
(Erwachsene ab 14 Jahren, BRD gesamt,
nach Geschlecht und Erwerbsstatus,
erstes Halbjahr 1997)



Quelle: AGF/GIK-TABAGC, zit. n. Cornelissen.

Zusammenfassend läßt sich aus diesen Daten ableiten: Abgesehen von den ganz jungen, den

14-19jährigen Frauen, nutzen Frauen das Fernsehen mehr als Männer. Ihr stärkerer Fernsehgebrauch kann über eine Reihe von Lebensjahren hinweg als Freizeitmuster verstanden werden, für das es angesichts verbreiteter weiblicher Unsicherheit bei selbständigen abendlichen/nächtlichen Unternehmungen und angesichts von häuslichen und schließlich familiären Pflichten für Frauen seltener als für Männer Alternativen gibt. In fortgeschrittenem Alter scheint das Fernsehen für viele Frauen *und* für Männer zum täglichen Begleiter zu werden.

Insgesamt unterscheiden sich die Fernsehzeiten von Männern und Frauen gegenwärtig nur noch sehr geringfügig.¹³ Hierzu dürfte nicht nur eine Lockerung der Geschlechterrollennormen beigetragen haben, sondern vielleicht auch eine weitere Diversifizierung der Fernsehangebote, die ganz besonders männliche Interessen im Blick hatte.¹⁴ Die Sorge, Männer jüngerer und mittleren Alters könnten ihren Unterhaltungsbedarf künftig via Internet decken, scheint sich in einer Vermehrung der Fernsehangebote niederzuschlagen, die von sportlichen Ereignissen, Pöbeleien und stereotypem Sex leben. Für Frauen dürfte diese neue Entwicklung weniger attraktiv sein. Die insgesamt enorme Steigerung der Hörfunk- und der Fernsichtnutzung in den letzten dreißig Jahren, die sich sowohl in deren Reichweite wie im Zeitaufwand für diese Medien ausdrückt, wird gerne mit einer ebenso immensen Ausweitung der Freizeit in der bundesdeutschen Gesellschaft in Verbindung gebracht.¹⁵ Ein solcher Zuwachs an frei verfügbarer Zeit kann allerdings keineswegs als belegt gelten.¹⁶

Die demographische Entwicklung und in den letzten Jahren auch die Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt haben sicher dazu geführt, daß immer größere Teile der Bevölkerung frei verfügbare Zeit im Übermaß haben, bei vielen anderen aber ist die Zeit knapper denn je.¹⁷ Die generell sehr ausgeprägte Steigerung des Fernsehkonsums

¹³ s. Statistik. In: *Media Perspektiven* 10/1999, S. 557.

¹⁴ s. „Testosteron pur“. *Die Machos kommen: Amerikanische und deutsche Fernsehsender appellieren an die niederen Instinkte im Mann – Prügeleien, Pöbeleien und Primitivsex bringen Quote.* In: *Der Spiegel* 3/2000, S. 208f.

¹⁵ vgl. etwa Berg/Kiefer, 1992, S.43.

¹⁶ Das Verständnis von „Freizeit“ divergiert zunehmend und die Grenzen zwischen Freizeit und Nicht-Freizeit sind im Bewußtsein vieler Menschen fließender geworden (vgl. Christiane Müller-Wichmann: *Freizeitgesellschaft? – Zur Demontage einer Legende.* In: *Rundfunk und Fernsehen*

33/1985, S. 472; Horst W. Opaschowski: *Freizeit 2001. Ein Blick in die Zukunft unserer Freizeitwelt* vom B.A.T. Freizeitforschungsinstitut, Hamburg 1992, S. 11, und Martin Stengel: *Freizeit als Restkategorie. Das Dilemma einer eigenständigen Freizeitforschung.* In: Hans A Hartmann/Rolf Haubl (Hg.): *Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amusement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz*, Opladen 1996. Das erschwert eine Fortschreibung von Befragungen und einen Vergleich der Ergebnisse aus unterschiedlichen Untersuchungen.

¹⁷ s. Müller-Wichmann, S. 472f.

und die Tatsache, daß Frauen über weniger freie Zeit als Männer verfügen,¹⁸ Frauen das Fernsehen gleichzeitig aber eher länger nutzen als Männer, legt die Vermutung nahe, daß viele Frauen die Zuwendung zum Fernsehen zunehmend mit Paralleltätigkeiten im Haus verbinden. Doch auch der Fernsehalltag berufstätiger Männer ist heute ohne Paralleltätigkeiten kaum mehr denkbar. Diese Entwicklung fand lange Zeit wenig Beachtung.

Vereinzelt verwiesen qualitative Untersuchungen in Großbritannien schon in den 80er Jahren darauf, daß Frauen sich oft nur zerstreut dem Fernsehen zuwandten.¹⁹ Hobson schrieb über einen Fall: „The woman with whom I had gone to watch the programme was serving the evening meal, feeding her five- and three-year-old daughters and attempting to watch ... on a black and white television situated on the top of the freezer opposite the kitchen table.“²⁰

Mehrfach belegt sind Probleme von Frauen, Hausarbeit und Fernsehvergnügen zeitlich nacheinander anzuordnen. So stieß Gray in ihren offenen Gruppendiskussionen auf britische Frauen, die sich schuldig fühlten, wenn sie nicht die Hausarbeit erledigt hatten, bevor sie sich zum Fernsehen setzten. Viele ihrer Probandinnen berichteten, daß ihre Männer sich dagegen sehr unbeschwert dem Fernsehen zuwandten.²¹ Solche geschlechtsspezifischen Differenzen führten die AutorInnen darauf zurück, daß Frauen zu Hause, selbst wenn sie erwerbstätig sind, eine völlig andere Rolle zugeordnet wird als Männern. Für Männer ist das Zuhause in erster Linie als Ort der Entspannung definiert. Dieser gilt ihnen als Gegenstück zum Ort beruflicher Arbeit. Für

Frauen ist dagegen – gleichgültig, ob sie auswärts erwerbstätig sind oder nicht – auch ihr eigenes Heim ein Ort der Arbeit.²²

Die Situation von Frauen mit Kindern, wie Morley sie befragte und Hobson beschrieb, darf nicht verallgemeinert werden. Für Frauen, die keine Kinder zu betreuen haben und nicht erwerbstätig sind, gibt es viel Gelegenheit, das Fernsehgerät ungestört und ohne parallele Aktivitäten zu nutzen. Gray stellte in ihrer Untersuchung zum Beispiel fest, daß die von ihr befragten kinderlosen Frauen das Fernsehen als eine Art „Droge“ sahen, von der sie meinten, abhängig werden zu können.

Frissen und Meier wiederholten Morleys Untersuchung in den Niederlanden. Sie befragten nicht nur Hausfrauen in Familien, sondern auch allein-stehende erwerbstätige Frauen nach der Rolle, die das Fernsehen in ihrem Leben spielt. Die Erfahrungen, die die niederländischen *Hausfrauen* schilderten, waren denen sehr ähnlich, über die die Befragten in Morleys und Grays Untersuchungen berichteten. Sie sahen vielfach Programmangebote mit geteilter Aufmerksamkeit. Auch sahen sie häufig Sendungen mit, für die sich andere Familienmitglieder entschieden hatten. Die *alleinstehenden erwerbstätigen Frauen* sahen seltener fern und zogen es vor, ihre Freizeit für auswärtige soziale Kontakte zu nutzen (Kino-besuch, Training im Sportverein, Besuch einer Gaststätte und von Freunden). Für sie war das Fernsehen eine Beschäftigung zweiter Wahl. Doch gelegentlich nutzten auch sie das Fernsehen gerne, vor allem dann, wenn sie ein Bedürfnis nach einer gefühlsintensiven Geschichte verspürten.²³

¹⁸ s. Hilde Fiebiger: *Zeitverwendung erwerbstätiger Ehepartner. Unterschiede zwischen den neuen Ländern und Berlin-Ost sowie dem früheren Bundesgebiet*. In: *Wirtschaft und Statistik* 1995, S. 771, und Daniela Rastetter: *Freizeit braucht freie Zeit. Oder: Wie Männer es schaffen, Frauen die (Frei-)Zeit zu stehlen*. In: Hartmann/Haubl, S. 45-66.

¹⁹ vgl. z. B. Dorothy Hobson: „*Crossroads*“: *The drama of a soap opera*, London 1982; Ann Gray: *Behind closed doors: Video recorders in the home*. In: Bachr/Dyer, S. 38-54, sowie David Morley: *Family television: Cultural power and domestic leisure*, London 1986. Der Schwerpunkt der Hobsonschen Untersuchung lag in der Analyse der institutionellen Rahmenbedingungen für die Produktion von Fernsehserien, doch führte sie auch einige ausführliche Interviews mit Frauen, die regelmäßig *Crossroads* sahen. Morley, einer der namhaftesten Vertreter des Instituts für „Cultural Studies“ in Birmingham, gründet seine Aussagen auf Interviews, die er mit 18 Londoner Familien führte. Sein Sample bestand aus traditionellen Kleinfamilien (Vater und Mutter mit

minderjährigen Kindern). Sie stammten aus der Arbeiterklasse oder der unteren Mittelschicht und waren allesamt weißer Hautfarbe. Dieser Typ von Haushalt stellt zwar – so Stoessel (S. 111) – nicht einmal 5 % der britischen Bevölkerung. Da derartige Studien nach wie vor sehr selten sind, wird ihnen trotz ihrer begrenzten empirischen Grundlage immer noch eine hohe Relevanz zugesprochen.

²⁰ Hobson, S. 112.

²¹ s. Gray, S. 41. Gray führte diese Diskussionen mit Frauen, deren Alter, soziale Position, Beschäftigung und Familiensituation variierten. Ethnisch war die Gruppe jedoch homogen.

²² s. Morley, S.147 und Petra Hartmann: *Arbeitsteilung im Haushalt*. In: Michael Braun/Peter Ph. Mohler (Hg.): *Blickpunkt Gesellschaft. Soziale Ungleichheit in Deutschland*, Opladen 1998.

²³ V. Frissen/U. Meier: *Zwijmelen tussen de schuifdeuren*. In: Lisbet van Zoonen (Hg.): *Tussen Plezier en Politiek: Feminisme en de media*, Amsterdam 1988, S. 88.

Seiter u.a. befragten 1986 US-amerikanische Frauen, wie sie ihre Hausarbeit und Fernsehzeit organisierten.²⁴ Ihre Befunde korrespondieren mit denen von Oakley, die zwischen Hausfrauen unterschied, die ihre Pflichten im Haus gemäß bestimmten Standards und Regeln erfüllten, und solchen, die das nicht taten.²⁵ Diejenigen, die Seiter zur erstgenannten Gruppe zählte, organisierten ihre Arbeit so, daß sie das Fernsehen als wohlverdiente Pause in ihren Tagesablauf einbauen konnten. Diese Übertragung von Prinzipien der Erwerbsarbeit auf die Hausarbeit sicherte diesen Frauen ein Fernsehen ohne Schuldgefühle. Die anderen Frauen, die keine festen Arbeitspläne wünschten oder einhalten konnten, erlebten die ungeteilte Zuwendung zum Fernsehen als seltenen Luxus. Sie beschrieben sich als ständig im Zwiespalt zwischen ihrem Bedürfnis nach Entspannung und den ihnen obliegenden Pflichten im Haushalt.²⁶

Die in vielen familialen Lebensformen aufgebrochene Diskussion um die Beteiligung von Männern an Hausarbeit könnte inzwischen auch Männer zu Hause zunehmend in den Zwiespalt zwischen Hausarbeit und Entspannung bringen. Doch dies ist vorerst noch nicht zu belegen.

Medienbiografische Interviews mit westdeutschen Hausfrauen führten Raumer-Mandel zu dem Ergebnis, daß sich auch diese oft mit Nebentätigkeiten an das Fernsehgerät setzen. Stricken, Bügeln, Kreuzworträtsellösen und Nähen wurden ihr am häufigsten genannt.²⁷ Die befragten Hausfrauen nannten als Gründe für ihre parallelen Aktivitäten die Notwendigkeit, Aufgaben im Haushalt zu bestimmten Tageszeiten erledigen zu müssen. Als weiteren Grund für ihre Nebentätigkeiten erwähnten sie ein oft nur mäßiges Interesse an den von ihren Männern ausgewählten Sendungen. In ihrer Entscheidung zugunsten von Paralleltätigkeiten fühlten sich die von Raumer-Mandel befragten Hausfrauen teilweise von anderen Familienmitgliedern einge-

schränkt, da diese eine Störung durch Nebengeräusche ablehnten. Gleichzeitig schienen diese Personen durch ihre Programmwahl aber jene Fernsehsituation zu schaffen, in der sich Frauen aus mangelndem Interesse am laufenden Programm eine zusätzliche Beschäftigung suchten.²⁸

Tatsächlich sind Aktivitäten parallel zur Fernsehnutzung inzwischen sehr verbreitet. Teichert stellte schon 1977 fest, daß der laufende Fernsehapparat Gespräche im Fernsehraum kaum einschränkte. Dieses Ergebnis basierte auf einer halbverdeckten teilnehmenden Beobachtung in 52 Haushalten. In 71% der Meßsituationen wurde mit eingeschaltetem Fernsehen gesprochen, in 63% der Situationen mit ausgeschaltetem Gerät.²⁹ Das Fernsehen bindet Personen auch immer weniger an den Fernsehraum. Die Geräte bleiben offenbar länger in Betrieb als sie genutzt werden.³⁰

Eine qualitative Studie von 1994, die auf 45 Intensivinterviews mit Fernseh- und ProgrammzeitschriftennutzerInnen beruht, führte zu dem Ergebnis, daß das Fernsehen bei vielen TV-NutzerInnen inzwischen die Funktion einer ständigen „Hintergrunduntermalung“ und „Hintergrund-Belebung“ übernommen hat – eine Funktion, die bislang eher dem Radio zufiel.³¹

Auch andere Untersuchungen lassen den Schluß zu, daß der Anteil der Fernsehzeit, der sich mit anderen Aktivitäten überlappt, bei Berg und Kiefer mit 10% weit unterschätzt wurde.³² Repräsentativ angelegte telefonische oder persönliche Interviews, die zeitgleich mit der Fernsehnutzung durchgeführt wurden, sogenannte „Coincidental-Checks“, ermittelten, wie Neverla berichtet, wesentlich häufiger Tätigkeiten parallel zum Fernsehen. Sie faßt die ihr verfügbaren divergierenden Befunde wie folgt zusammen:

Nach einer Studie des Verlagshauses Gruner+Jahr liegt der Anteil der Zuschauer, der ‚nichts anderes

²⁴ Ellen Seiter/Hans Borchers/Gabriele Kreuzner/Eva-Maria Warth: „Don't treat us like we're so stupid and naive“: Towards an ethnography of soap opera viewers. In: Marie-Luise Angerer/Johanna Dorer (Hg.): *Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation*, Wien 1994, S. 167.

²⁵ s. Ann Oakley: *Soziologie der Hausarbeit*, Frankfurt a.M. 1978 (engl. Orig. 1974).

²⁶ s. Seiter/Borchers/Kreuzner/Warth, S. 167.

²⁷ Alexandra Raumer-Mandel: *Medien-Lebensläufe von Hausfrauen*, München 1990, S. 70. Raumer-Mandel führte medienbiografische Interviews mit zehn

Hausfrauen, die zwischen 1917 und 1931 geboren waren.

²⁸ Raumer-Mandel, S. 72.

²⁹ s. Will Teichert: „Fernsehen“ und Interaktionen. In: *Fernsehen und Bildung* 11/1977, S. 290.

³⁰ s. Irene Neverla: *Fernseh-Zeit. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib. Eine Untersuchung zur Fernsehnutzung*, München 1992, S. 180.

³¹ s. Bild und Funk (Hg.): *Zur Nutzung von TV und Programmzeitschriften. Qualitative Vorstudie zu ConMedia2*, Burda Medien 1995, S. 11.

³² vgl. Berg/Kiefer, 1992, S. 42.

gemacht hat als fernsehen' bei 18% der weitesten Seherkreise. Nach einer Studie des Springer-Verlages kommt es in der Zeit des Vorabendprogramms in 75% zu Überschneidungen zwischen Fernsehen und anderen Tätigkeiten. Ein Coincidental-Check von 1981, im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkwerbung (ARW) von Infratest in Bremen durchgeführt, erbrachte das Ergebnis: 'Knapp sechs von zehn Personen, die zum Zeitpunkt des Anrufs ferngesehen hatten, gingen dabei keiner Nebenbeschäftigung nach (...).' Auch diese Erhebung bezog sich auf das Vorabendprogramm.³³

Die Tagebuchehebungen von Neverla ergaben bei einem Sample von 37 Personen, daß in 48% der Zeit, die für Fernschnutzung verwendet wurde, Paralleltätigkeiten ausgeübt wurden.³⁴ Die in den USA schon lange verbreitete Ausstattung von zum Beispiel Kinderzimmern, Schlafzimmern, Küchen und Badezimmern mit Fernsehgeräten verweist sehr deutlich auf eine Tendenz, nicht nur Nebentätigkeiten ans Fernsehgerät zu verlegen, sondern das Fernsehen zur Nebentätigkeit zu machen.

Eine bundesdeutsche repräsentative Umfrage des B.A.T. Freizeit-Forschungsinstituts 1997 ergab, daß von denjenigen, die am Vortag ferngesehen hatten, lediglich 36% das Fernsehen ohne zeitweise parallele Aktivitäten genutzt hatten. 1991 galt dies noch für 44% der Befragten.³⁵ In der jüngsten Altersgruppe sind Paralleltätigkeiten beim Fernsehen besonders verbreitet, was für die Zukunft bedeuten könnte, daß das Fernsehen immer mehr zur Hintergrundkulisse wird.³⁶

Während Werbesendungen und Werbeblocks scheinen parallele Aktivitäten besonders häufig zu sein. So gaben 1993 in einer Repräsentativbefragung in Westdeutschland 80% von 2000 Personen (1991: 77%) an, daß sie während dieser Sendungen „mit anderen Dingen beschäftigt“ seien. Wenn ein Spielfilm durch Werbung unterbrochen wird, verlassen 40% der ZuschauerInnen nach eigenen Angaben das Zimmer.³⁷

Eine im Frühjahr 1993 von Hurrelmann, Hammer und Stelberg durchgeführte Befragung von 200 Familien in Köln bestätigt den Eindruck, daß Paralleltätigkeiten inzwischen recht verbreitet sind. Wie die befragten Mütter die Fernsehsituation charakterisieren, gibt Tabelle 2 wieder.

Tabelle 2

Merkmale der Fernsehsituation

„Während bei uns der Fernseher läuft, ...“	sehr oft/oft	gelegentlich	selten/nie
„... geschehen auch noch andere Dinge (Zeitung lesen, Spielen, Handarbeiten, Bügeln).“	57,0%	28,5%	14,5%
„... reden wir auch über anderes.“	35,5%	32,5%	32,0%
„... reden wir über das laufende Programm.“	26,5%	51,0%	22,5%
„... herrscht ein ständiges Kommen und Gehen.“	15,0%	21,5%	63,5%
„... ist niemand mehr im Raum.“	11,0%	16,5%	72,5%
„... müssen alle ganz leise sein oder schweigen.“	8,5%	22,1%	69,4%

Quelle: Bettina Hurrelmann/Michael Hammer/Klaus Stelberg: *Familienmitglied Fernsehen. Fernsehgebrauch und Probleme der Fernsehziehung in verschiedenen Familienformen*, Opladen 1996, S. 71.

In der Mehrzahl der Familien ist das Fernsehen also regelmäßig mit anderen Aktivitäten gekoppelt.

Wenig systematisch zusammengestellte Ergebnisse von Langzeitchecks des Instituts für rationale Psychologie in München lassen vermuten, daß neben Gesprächen, dem Essen, dem Lesen und der Palette der Hausarbeit Körperpflege, Sex, Kochen und Gymnastik Tätigkeiten sind, die häufiger parallel zum Fernsehen ausgeübt werden.³⁸

Die zitierten Befragungen bezeugen, daß in vielen Haushalten Paralleltätigkeiten nicht ungewöhnlich sind, doch sie klären nicht, wie sehr diese die Aufmerksamkeit absorbieren, wie prompt solche Tätigkeiten vielleicht auch unterbrochen werden, wenn ZuschauerInnen den Eindruck gewinnen, ihnen könnte ohne volle Aufmerksamkeit im Fernsehen etwas Wichtiges entgehen. Parallele

³³ Neverla, S. 180f.

³⁴ s. Neverla, S. 181.

³⁵ s. Horst W. Opaschowski: *Die multimediale Zukunft. Analysen und Prognosen vom Freizeit-Forschungsinstitut der British American Tobacco*, Hamburg 1997, S. 80.

³⁶ Opaschowski, 1997, S. 10.

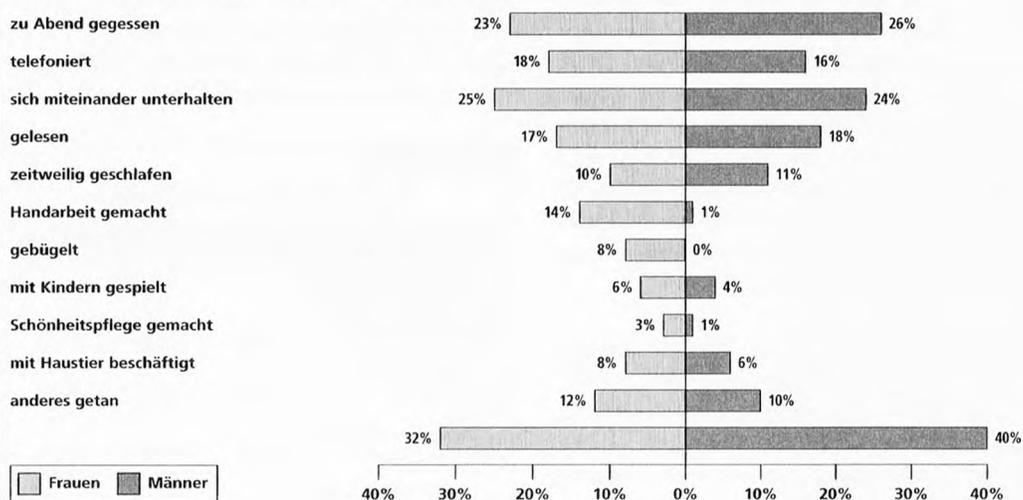
³⁷ s. Horst W. Opaschowski: *Fernsehbkonsum im Wandel. Aktuelle Ergebnisse aus der qualitativen Freizeitforschung*,

Hamburg 1993, S. 12. Bisher sind Einschaltquoten das Kriterium, nach dem sich der Preis für Werbezeiten in einem Medium richtet. Dies ist schwer zu rechtfertigen, wenn mit dem Einschalten nicht auch eine gewisse Aufmerksamkeit für die Präsentationen des Fernsehens verbunden ist.

³⁸ s. C. ten Hoevel: *Fernseher an, und dann....* In: *TV Hören und Sehen* 23/1997, S. 14-15.

Abbildung 4

Parallele Aktivitäten „während des letzten Fernsehabends“ 1997 nach Geschlecht



Aktivitäten und Unterbrechungen der Fernsehnutzung scheinen heute sehr verbreitet. Dies bestätigt auch eine Studie der Werbeagentur Lin-tas.³⁹

Die geteilte Aufmerksamkeit, mit der heute in einem Teil der Haushalte, zumindest zu bestimmten Tagesabschnitten, einem laufenden Fernsehgerät begegnet wird, steht in krassem Gegensatz zur Bedeutung, die dem Fernsehen früher beige-messen wurde. So faßt Raumer-Mandel die Berichte von bundesdeutschen Frauen über ihre ersten Fernseherfahrungen in den 60er Jahren mit den Worten zusammen:

Egal, ob man nun selbst Fernsehbesuch bekommen hat oder ob man zu anderen Leuten zum Fernsehen gegangen ist, die Besuche lassen sich immer in der gleichen Weise charakterisieren: Es wurde selten etwas dabei gegessen (auch wenn einige der zitierten Interviewausschnitte einen anderen Eindruck vermitteln), manchmal etwas dabei getrunken und meist nach dem Film noch etwas geredet. Während der Sendung selbst mußte es still sein. Hin und wieder wurden auch die Vorhänge zugezogen, um die Atmosphäre eines Heimkinos zu schaffen. (...) Vor allem ist festzuhalten, daß nicht das Zusammentreffen als gesellschaftliche Aktivität, sondern der Fernsehbeitrag als eine Art Erlebnis im Mittelpunkt stand. Man hätte sich dieselben Sendungen auch ohne Gäste angeschaut.⁴⁰

Geschlechtsspezifische Variationen paralleler Aktivitäten wurden selten in großen quantitativen Untersuchungen erforscht. Eine der wenigen Ausnahmen stellt die bereits erwähnte 1993 durchgeführte Repräsentativbefragung des B.A.T. Freizeit-Forschungsinstituts dar. Dort zeigte sich, daß parallele Tätigkeiten deutlich geschlechtsspezifische Züge trugen. Von Männern wurde der Fernsehabend offenbar vielfach genutzt, um sich beim Unterhalten, Essen, Lesen und zeitweiligen Einnicken zu regenerieren. Vor allem Frauen bot das Fernsehen darüber hinaus Gelegenheit zu Handarbeit, Hausarbeit, Kinderbetreuung, Körperpflege und andere Aktivitäten (vgl. Abbildung 4).

Während also der *Umfang* der Fernsehnutzung auf einen höheren Stellenwert des Fernsehens im Alltag von Frauen hindeutet, relativiert die breite Palette paralleler Aktivitäten den Eindruck, das Fernsehen habe im Leben von Frauen eine größere Bedeutung. Letztere beschränkt sich womöglich auf die ausgedehntere Funktion des Fernsehens als „Hintergrundkulisse“ des häuslichen Alltags. Es lohnt sich deshalb, noch einigen qualitativen Studien nachzugehen, die Informationen darüber liefern, wie sich Frauen und Männer dem laufenden Fernsehgerät zuwenden.

Die britischen Familienfrauen in Morleys Untersuchung gaben mehrheitlich an – und wurden

³⁹ s. Jutta Röser/Claudia Kroll: *Was Frauen und Männer vor dem Bildschirm erleben. Rezeption von Sexismus und Gewalt*

im Fernsehen, Düsseldorf 1995, S. 38.
⁴⁰ Raumer-Mandel, S. 46.

darin vielfach auch von ihren Männern bestätigt →, daß sie sich dem Fernseher nur wenig intensiv zuwandten, das Geschehen auf dem Bildschirm aber dennoch nachvollziehen könnten.⁴¹ Speziell für die Konstellation familiärer Fernsichtnutzung bestätigten auch Brodie und Stoneman eine gewisse, nicht unbedingt frei gewählte, Zweitrangigkeit des Fernsehens im weiblichen Alltag. Sie beobachteten, daß Väter bei der gemeinsamen Fernsichtnutzung mit ihren Frauen und Kindern dahin tendierten, sich ganz vom Fernsehen einnehmen zu lassen, und daß sie sich darauf verließen, daß Mütter ggf. die Elternrolle ausfüllten.⁴²

Wie Morley feststellte, hatten die Frauen in seinem Sample trotz der Tendenz, parallel zum Fernsehen andere Aktivitäten auszuführen, durchaus auch Interesse daran, sich dem Fernsehen konzentriert zuwenden zu können. Doch die Realisierung dieses Wunsches blieb meist ihrem Lieblingsprogramm vorbehalten.⁴³ Dem entspricht auch das Ergebnis einer bundesdeutschen Befragung von 1990, nach der Frauen signifikant seltener als Männer angaben, Nachrichtensendungen, wie die *Tagesschau* und *heute*, aufmerksam zu verfolgen. Frauen äußerten auch häufiger als Männer, bei den Fernsichtnachrichten reiche ihnen der Ton. Männern schien es signifikant wichtiger als Frauen zu sein, bei den Nachrichten nicht gestört zu werden.⁴⁴ Möglicherweise, darauf verweist Holtz-Bacha, verfolgt ein Teil der Frauen die Fernsichtnachrichten nicht nur deshalb weniger aufmerksam, weil sie ihrer Familienrolle parallel zur Fernsichtnutzung nachkommen (müssen), sondern auch, weil sie sich im Durchschnitt weniger als Männer für diese Fernsehensendungen interessieren, sie also häufiger nur mitnutzen.⁴⁵

Auch Brunsdon berichtet, daß britische Frauen in Familien das Fernsehen oft nur mit geteilter Aufmerksamkeit verfolgten. Sie führt dies nicht allein auf verinnerlichte Geschlechtsrollenerwartungen zurück, die Frauen permanente Verfügbarkeit für die Mitglieder ihrer Familie abverlangt, sondern erklärt diesen Befund mit der Geschlechterhierarchie

in der Familie. Die Machtposition im Haus, so argumentiert sie, erlaube es Männern, sehr viel souveräner über ihre eigene Zeit und den Fernseher zu verfügen. Frauen bliebe aufgrund ihres geringen Status in der Familie oft nur das zerstreute, versteckte, immer anderweitig beschäftigte, (oft nur das) Mitnutzen des Fernsehers.⁴⁶ Ob diese Beschreibung heute noch den Fernsehalltag der meisten Paare angemessen charakterisiert, läßt sich schwer beurteilen (vgl. Abschnitt 2).

Zusammenfassend läßt sich festhalten: Frauen sind heute im Fernsehpublikum europaweit noch überrepräsentiert. Gemessen am zeitlichen Umfang der Fernsichtnutzung ist der Stellenwert des Fernsehens im weiblichen Alltag also höher als im männlichen. Von der Sehdauer der Frauen auf den subjektiven Stellenwert des Fernsehens in deren Alltag zu schließen, ist allerdings nicht ganz unproblematisch, denn in Haushalten, in denen ein Fernsehgerät dauerhaft läuft, ergeben sich für die langfristig Anwesenden (überdurchschnittlich häufig Frauen) hohe Fernsichtnutzungszeiten. Die subjektive Bedeutung, die das Fernsehen für diese Personen hat, ist schwer an ihren Fernsehzeiten abzulesen. Auch schlägt sich die durchschnittliche längere Verweildauer von Frauen im Haus (mindestens zwei Stunden täglich) in der Bundesrepublik nur in einer geringfügig erhöhten Sehdauer von Frauen (12 Minuten (1999)) nieder.

Die zahlreichen, durchaus auch Aufmerksamkeit fordernden Tätigkeiten, die insbesondere das Fernsehen von Frauen begleiten, deuten auf einen vielfach untergeordneten Stellenwert des Fernsehens im häuslichen Alltag von Frauen hin. Dieser Eindruck wird durch Untersuchungsergebnisse bestätigt, die belegen, daß Männer regelmäßiger Wert darauf legen, sich mit ungeteilter Aufmerksamkeit dem Fernsehprogramm widmen zu können. Dies spräche dafür, daß ihnen das Fernsehen vielfach mehr bedeutet als Frauen. Möglicherweise hat es für Männer einen höheren Stellenwert, weil sie das Gerät seltener um sich haben und weil sie es aufgrund ihrer Position in der Familie konzentrierter und selbstbestimmter nutzen können.

⁴¹ s. Morley, S. 151.

⁴² s. Morley, S. 29.

⁴³ Morley, S. 151. Morley stellte fest, daß die von ihm befragten Frauen zum Sehen ihrer Lieblingssendung gerne auf Zeiten auswichen, zu denen sie garantiert von niemandem gebraucht wurden. Solch einem Ausweichen dienten auch Videoaufzeichnungen. Sie wurden gerne bei anderen Frauen gesehen, bei denen die Männer nicht zu Hause waren. (S. 159f.).

⁴⁴ s. Christina Holtz-Bacha: *Rezeption und Wirkungen – gibt es Unterschiede zwischen Frauen und Männern?* In: Romy Fröhlich/Christina Holtz-Bacha (Hg.): *Frauen und Medien. Eine Synopse der deutschen Forschung*, Opladen 1995, S. 257ff.

⁴⁵ s. Holtz-Bacha, S. 261.

⁴⁶ Charlotte Brunsdon: *Review of Morley und Gray's work in „women watching television“*. In: *Medien Kultur* 4/1986, S. 105.

Programmwahl und Geschlecht

Über Jahrzehnte war das öffentlich-rechtlich verantwortete Fernsehprogramm so begrenzt, daß nur zwischen zwei bis drei parallel ausgestrahlten Sendungen zu wählen war. Die Zulassung privater kommerzieller Anbieter und der Einsatz von Kabel- und Satellitenübertragung hat in der Bundesrepublik in den letzten 10 Jahren zu einer enormen Ausweitung des Programmangebots geführt. Die Versorgung bundesdeutscher Haushalte mit Fernsehprogrammen divergiert je nach Stand der technischen Ausrüstung erheblich. Während rund einem Viertel aller Haushalte 1997 nur die vier bis acht Programme zur Verfügung standen, die über Antenne empfangen werden können, waren 45% der Haushalte ans Kabelnetz angeschlossen.⁴⁷ Letztere empfangen zusätzlich 20 bis 30 alternative Programme. Die leistungsstarken Satellitenempfangsanlagen bieten sogar 52 Fernsehprogramme an. Sie standen 1999 36% aller bundesdeutschen Haushalte zur Verfügung.⁴⁸ Kiefer konstatierte Ende 1995 schon eine Vervier- bis Verfünffachung der Programmwahlmöglichkeiten innerhalb von fünf Jahren.⁴⁹

Aufgrund der neuen Programmvielheit ist die Programmwahl eine sehr komplexe Aufgabe geworden. Es wird zunehmend schwieriger, einen Überblick über das gleichzeitig verfügbare Angebot zu gewinnen.⁵⁰ Als Entscheidungshilfe steht 66% der Bevölkerung eine Programmzeitschrift zur Verfügung.⁵¹ Diese wird allerdings oft erst während des Fernsehens genutzt, um sich quasi nachträglich Informationen über das zu holen, was man gerade sieht.⁵²

Wie Hasebrink und Doll belegen, orientieren ZuschauerInnen ihre Auswahl von Sendungen offenbar überwiegend an Nutzererwartungen, die sie „Sendungstypen“ zuschreiben.⁵³ Programmwahlen, die an solchen Typisierungen orientiert sind, können nur beschränkt sicherstellen, daß die ausgewählten Sendungen die ZuschauerInnen auch zufriedenstellen. Programmzeitschriften bieten über den Sendungstyp hinaus

einige zusätzliche Informationen. Spezifischere Erwartungen können RezipientInnen bei Serien und Reihen entwickeln, wenn ihnen deren Charaktere und Machart aus vorgängiger Nutzung bekannt sind. Die Kriterien, die für die Auswahl von Sendungen subjektiv entscheidend sind, sind also auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen angesiedelt. Zu vielfach wiederkehrenden Sendungen, zum Beispiel Serien oder Gameshows, haben Fans und „Gelegenheitsnutzer“ völlig unterschiedliche Informationen und stark abweichende emotionale Zugänge. Indem die Sender einerseits vermehrt Spartenkanäle anbieten und andererseits den Anteil der Serien, Reihen und festen Sendeplätze auf allen Kanälen erhöhen, verbessern sie die Chance von ZuschauerInnen, trotz der Angebotsvielfalt realistische Erwartungen an Fernsehangebote zu entwickeln. Letztlich sind die Kriterien, nach denen ZuschauerInnen Sendungen auswählen, sehr vielfältig. In der qualitativen Vorstudie von „Bild und Funk“ wird resümiert:

Die Zuschauer orientieren sich zum Beispiel danach, wie gerne sie die beteiligten Schauspieler oder Moderatoren sehen, welches Genre geboten wird (Krimi, Komödie, Drama), welche Assoziationen der Spielfilmittel bei ihnen auslöst oder ob das Programm modern, bedeutend oder ‚angesagt‘ erscheint.⁵⁴

Wober ermittelte 1989, als in Großbritannien in vielen Haushalten nur zwischen vier verschiedenen Fernsehprogrammen gewählt werden konnte, daß die individuelle Programmwahl zum Teil von einer Loyalität gegenüber spezifischen Kanälen bestimmt war. Zusätzlich deckte Wobers Untersuchung auch individuelle Affinitäten zu bestimmten Genres auf. Dieser Loyalität gegenüber einem Genre lag oft die Bindung an ganz konkrete Sendungen zugrunde. Die Treue gegenüber dem Genre „Serien“ war zum Beispiel ganz besonders von der individuell stabilen Nutzung einzelner Familienserien getragen. Die Loyalität gegenüber dem Genre „Nachrichten“ basierte auf der individuell stabilen Nutzung der Hauptnachrichten.⁵⁵

⁴⁷ Daten zur Mediensituation in Deutschland, hrsg. v. *Media Perspektiven*, Frankfurt a.M. 1997, S. 5.

⁴⁸ Daten zur Mediensituation in Deutschland, hrsg. v. *Media Perspektiven*, Frankfurt a.M. 1999, S. 7.

⁴⁹ s. Kiefer, S. 235.

⁵⁰ Die digitale Übertragungstechnik wird mittelfristig rund 100 zusätzliche Fernsehkanäle und neue Nutzungsmöglichkeiten zulassen.

⁵¹ s. Daten zur Mediensituation in Deutschland, 1997, S. 80.

⁵² s. Neverla, S. 154.

⁵³ s. Uwe Hasebrink/Jörg Doll: *Zur Programmauswahl von Fernsehzuschauern. Die Bedeutung von Einstellungen gegenüber Sendungstypen*. In: *Rundfunk und Fernsehen* 38/1990, S. 22f.

⁵⁴ s. Bild und Funk (Hg.), S. 16.

⁵⁵ s. Mallory Wober: *Muster der Fernsichtnutzung und ihre Auswirkungen. Ergebnisse aus Großbritannien*. In: Uwe Hasebrink/Friedrich Krotz (Hg.): *Die Zuschauer als Fernsichtgessure? Zum Verständnis individueller Nutzungsmuster und Rezeptionsmuster*, Baden-Baden 1996, S. 141.

Es sind im deutschsprachigen Raum bisher nur wenige Untersuchungen veröffentlicht, die den Prozeß der Entscheidungsfindung bei der Programmwahl beleuchten. Es dürfte jedoch inzwischen hinreichend belegt sein, daß die Entscheidung, sich dem Fernsehen zuzuwenden, nur noch zum Teil mit einer verbindlichen Programmwahl und einer spezifischen inhaltlichen oder formalen Erwartung gekoppelt ist. Ein britisches Marktforschungsbüro (BMRB) kam schon vor 1987 zu dem Ergebnis, daß die Entscheidung fernzusehen nur in 10% der Fälle mit einer Entscheidung für ein bestimmtes Angebot verbunden ist.⁵⁶ So niedrig wird die angebotsunspezifische Entscheidung zum Fernsehen in anderen Studien nicht eingeschätzt. Neverla berichtet, daß sich die Hälfte der Personen in ihrem Sample „aus dem Augenblick heraus für eine Fernsehnutzung entscheidet“.⁵⁷ Ihrer Auffassung nach füllen diese Personen mit dem Fernsehen zumeist Zeitlücken im Tagesablauf oder nutzen es als Begleitmedium neben zeitgebundenen häuslichen Aktivitäten. Erst nach der Zuwendung zum Fernsehen treffen sie ihre Programmentscheidung.

Mit Jäckel⁵⁸, aber auch mit Neverla ist zu vermuten, daß Personen, die sich vergleichsweise viel zu Hause aufhalten und dort diverse, zeitlich nicht immer auf das Fernsehprogramm abstimmbare Tätigkeiten verrichten, eher wenig Aufwand betreiben, um sich über Programmalternativen zu informieren. Erwartungsgemäß studierten in Morleys Untersuchung *Frauen* sehr viel seltener als Männer Fernsehzeitschriften. Nur ihre Lieblingsserien wollten sich die meisten Frauen nicht entgehen lassen; deren Sendezeit hatten sie allerdings im Kopf.⁵⁹ Die bei Männern offenbar verbreiteteren Ambitionen, einen größeren Teil des Programms zu überblicken, waren durch die stärkere Nutzung von Programmzeitschriften keineswegs gedeckt. Sie schalteten viel häufiger, als ihren Frauen lieb war, von einem Kanal auf den anderen.⁶⁰ Auch bundesdeutsche Hausfrauen

beklagten sich mehrfach darüber, daß ihre Männer sehr häufig das Programm wechselten.⁶¹

Männer scheinen also auch hier und heute häufiger als Frauen darum bemüht zu sein, einen Programmüberblick zu erhalten. Hurrelmann u.a. berichten zum Beispiel, daß die von ihnen befragten Väter häufiger als die Mütter angaben, sie schalteten das Fernsehgerät ein, um „zu sehen, was läuft“ und sie schalteten oft um.⁶² Das geringere Interesse von Frauen an einem Programmüberblick kann im Zusammenhang mit ihrem möglicherweise geringeren Einfluß auf ihre Fernsehzeiten und die Programmentscheidungen gesehen werden, denn für Personen, die ihre Fernsehünsche ohnehin schlecht durchsetzen können oder freiwillig hintanstellen, ist ein Überblick über die Wahlmöglichkeiten nur von geringem Interesse.

Es gibt zumindest einige Hinweise darauf, daß Frauen sich auf der Basis eines traditionellen Rollenverständnisses als untergeordnete Partnerin und insbesondere als Mutter mit pädagogischer Verantwortung häufiger als Männer auf die Programmwünsche anderer Familienmitglieder einlassen und häufiger etwas mitsehen, was ihren eigenen Programmvorlieben wenig entspricht. Dies legten zum Beispiel schon Befunde von Hunziker nahe. Väter gaben an, sich meist von individuellen Programmwünschen geleitet mit ihren Kindern vor dem Fernseher zu treffen, während Mütter häufiger angaben, in dieser Konstellation den Fernsehgebrauch ihres Kindes in pädagogischer Absicht zu begleiten.⁶³ Morley kam auf der Basis von Beobachtungen, die Brodie und Stoneman durchführten, zu ähnlichen Ergebnissen wie Hunziker.⁶⁴

Auf der Basis einer 1994 durchgeführten repräsentativen Telefonbefragung kommen Röser und Kroll zu dem Ergebnis, daß 80 % der Personen, die in festen Partnerschaften leben, mehr oder

⁵⁶ s. Stoessl, S. 110.

⁵⁷ s. Neverla, S. 154. Neverla untersuchte die Fernsehnutzung von 37 Personen in deren alltäglichem Kontext mittels qualitativer Interviews, standardisierter Tagebuchprotokollen und zusätzlichen standardisierten Fragebögen.

⁵⁸ Michael Jäckel: *Mediennutzung als Niedrigkostensituation. Anmerkungen zum Nutzen- und Belohnungsansatz*. In: *Medienpsychologie* 4/1992.

⁵⁹ Morley, S. 153. Es gibt in Morleys Untersuchung allerdings auch Frauen, die ihren Fernsehgebrauch (und den ihrer Familie) regelrecht planen. Diese Frauen haben nach Morley aber auch in anderer Hinsicht in ihrer

Familie eine Rolle inne, die eher der traditionellen „männlichen“ Rolle in der Familie entspricht.

⁶⁰ s. Morley, S. 148.

⁶¹ s. Raumer-Mandl, S. 59, und Röser/Kroll, S. 35.

⁶² Hurrelmann/Hammer/Stelberg, S. 72.

⁶³ s. Peter Hunziker: *Fernsehen in der Familie. Eine Analyse der Gruppenstrukturen*. In: *Fernsehen und Bildung* 11/1977, S. 280.

⁶⁴ Gene H. Brodie/Zolinda Stoneman: *The influence of television viewing in family interactions. A contextualist framework*. In: *Journal of Family Issues* June 1983, zit. n. Morley, S. 29.

weniger häufig Sendungen mitsehen, die sie alleine eher nicht gesehen hätten.⁶⁵ Die Mehrheit dieser Personen gibt an, „von Fall zu Fall unterschiedlich“ über die Erfüllung divergierender Programminteressen zu entscheiden. Männer bekennen erstaunlicherweise seltener als Frauen, eigene Wünsche regelmäßig durchzusetzen. Röser und Kroll schließen nicht aus, daß diese Angaben auf einer verzerrten Wahrnehmung beruhen.⁶⁶ Weibliche Rücksichtnahme könnte häufig unbewußt, zumindest von Männern unbemerkt, stattfinden.⁶⁷ Tatsächlich verfügen nämlich *Männer* noch immer mit größerer Regelmäßigkeit über die Fernbedienung.⁶⁸ Auch Röser und Kroll scheint es unwahrscheinlich, daß Zuschauer mit diesem „Machtinstrument“ in der Hand ihre eigenen Interessen seltener durchsetzen als Zuschauerinnen ohne Zugriff auf die Fernbedienung.⁶⁹

Resumée

Die Forschungsergebnisse, die hier zusammengetragen wurden, stammen ganz vorwiegend aus der Bundesrepublik Deutschland und wurden gelegentlich durch Daten aus dem europäischen und anglo-amerikanischen Raum ergänzt. Die referierten Studien basieren auf repräsentativen Samples, kleinere Samples fokussieren meist die Mittelschicht. Nur selten befassen sie sich mit der Fernsehnutzung in Subkulturen. Da der Fernsehgebrauch offensichtlich überall sehr stark mit Alltagsroutinen verknüpft ist und in Abhängigkeit von diesen variiert, blieb im hier vermittelten Forschungsstand sicher manche Variante auch geschlechtsspezifischen Fernsehgebrauchs unberücksichtigt. Die in den 90er Jahren so frappierenden Unterschiede im Fernsehgebrauch unterschiedlicher Altersgruppen, aber auch Unterschiede zwischen der ostdeutschen und der westdeutschen Bevölkerung, sind nur zwei Beispiele dafür, wie sehr die Fernsehnutzung vom persönlich verfügbaren Zeitrahmen, von verfügbaren finanziellen Ressourcen, von familiären Gepflogenheiten und von kulturellen Bedürfnissen abhängig ist. Diese Rahmenbedingungen der Fernsehnutzung, zu denen noch erhebliche Unterschiede zwischen den nationalen Fernseh-

angeboten hinzutreten, variieren global sehr viel stärker als in den relativ gut erforschten Alltagskulturen. Nur von den letzteren aber konnte hier die Rede sein. Sie führte zu folgendem Ergebnis:

Wegen der sehr pauschalen Betrachtungsweise von Nutzungsmustern hat die Fernsehforschung geschlechtsspezifische Aspekte lange Zeit kaum registriert. Es stellte sich lediglich heraus, daß Frauen das Fernsehen etwas länger nutzten als Männer, was in britischen Untersuchungen schon früh mit den Rahmenbedingungen des weiblichen Alltags in Verbindung gebracht wurde. Insbesondere wurde hervorgehoben, daß sich Frauen im Durchschnitt länger als Männer in den eigenen vier Wänden aufhalten, eben dort, wo auch das Fernsehgerät verfügbar ist. Da der Medienkonsum in den letzten 20 Jahren ständig zunahm, sich der überproportional angestiegene weibliche Fernsehkonsum über den gesamten Tag verteilt und mit einem geringeren Freizeitbudget von Frauen einhergeht, liegt die Annahme nahe, daß die weibliche Fernsehnutzung stärker noch als die männliche wegen anderer Anforderungen unterbrochen wird und von parallel zum Fernsehen ausgeführten Tätigkeiten begleitet ist. Für diese Schlußfolgerung gibt es Belege.

Während Männer beim Fernsehen vor allem regenerativen Aktivitäten (Essen, Unterhalten, Lesen) nachgehen und nicht selten auch während des Fernsehens einschlafen, scheint das Fernsehen für viele Frauen auch eine willkommene Begleitung häuslicher Arbeit darzustellen. Die ständige Ausweitung eines in sich stark segmentierten, vielfach anspruchslosen Unterhaltungsprogramms kommt diesem Modus des unterbrochenen und eher beiläufigen Fernsehens entgegen.

Mehrere Untersuchungen geben Hinweise darauf, daß sich Männer intensiver als Frauen darum bemühen, einen Überblick über das Programmangebot zu erhalten. Sie nutzen häufiger als Frauen Programmzeitschriften, und sie schalten häufiger als Frauen durch die Fernsehkanäle. Der so gewonnene Programmüberblick bietet ihnen mehr Nutzen als Frauen, da sie – so belegen es zumindest Studien aus den 80er Jahren – häufiger

⁶⁵ Röser/Kroll, S. 33 und 35.

⁶⁶ Die Befunde von Lull stützen diese Vermutung; s. James Lull: *Inside family viewing. Ethnographic research on television's audiences*, London 1990.

⁶⁷ s. Horst W. Opaschowski: *Freizeitalltag von Frauen. Zwischen Klischee und Wirklichkeit: Rollen, Rituale und*

Rücksichtnahmen, Hamburg 1989, S. 21.

⁶⁸ Nach übereinstimmender Auskunft beider Geschlechter bedient jeder zweite Mann, aber nur jede fünfte Frau, die Fernbedienung, wenn zusammen ferngesehen wird.

⁶⁹ s. Röser/Kroll, S. 36.

als Frauen die Chance haben, das TV-Gerät gezielt und selbstbestimmt zu nutzen. Frauen bleibt offenbar häufiger als Männern nur das Füllen von Zeitlücken mit suboptimalen Fernsehangeboten und das „Mitsehen“ von Sendungen, für die sich andere Familienmitglieder entschieden haben.

Es scheint offensichtlich, daß weder die biologische Geschlechtszugehörigkeit noch geschlechts-

spezifische Sozialisationsprozesse für geschlechtsspezifische Nutzungsstile verantwortlich sind, daß vielmehr das mehr oder weniger rigide Eingebundensein in familiäre Geschlechterhierarchien und geschlechtstypische Lebenszusammenhänge und die subjektive Akzeptanz bzw. Distanz gegenüber den kulturell gestützten Erwartungen an Männer und Frauen deren Fernsehgebrauch als einen Teil geschlechtsgebundener Alltagskultur prägen.

PD Dr. Waltraud Cornelißen (1949)

Habilitationsschrift zum Thema „Fernsehgebrauch und Geschlecht“. Privatdozentin an der Universität Oldenburg.

1987 bis 1999 Leitung des Forschungsbereichs Politik, Medien und Öffentlichkeit am Institut Frau und Gesellschaft in Hannover. Seit April 1999 Leiterin der Abteilung Geschlechterforschung/Frauenpolitik am Deutschen Jugendinstitut in München.

Zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema Medien und Geschlecht.

Geschlechterkonstruktionen in der Aneignung und Anwendung des Internet

Ergebnisse einer qualitativen Studie

Johanna Dorer

Das Internet ist derzeit das Medium, dem sowohl wirtschaftlich als auch politisch das größte Interesse entgegengebracht wird. Die derzeitigen politischen Aktivitäten zielen dabei primär auf Maßnahmen, die weniger bildungspolitisch, denn ökonomisch zu interpretieren sind. Das Regierungsprogramm 2000 sieht eine Technologiemilliarde zur technischen Aufrüstung von Schulen vor, ohne aber ein Programm zur qualifizierten und geschlechtersensitiven Ausbildung am Computer vorzulegen. „Geschlechterdemokratie und Netz.“ war bisher kein nationales politisches Anliegen, obgleich bekannt ist, daß der Zugang zu neuen Technologien geschlechterbinär wirksam ist. Aufgegriffen wird dieser Umstand nahezu ausschließlich seitens der EU-geförderten Telekommunikationsprojekte. Im Rahmen von *NOW (New Opportunities for Women)* werden mehrjährige Internetprojekte realisiert, die die geschlechterdifferente soziale Praxis in der Aneignung und Nutzung neuer Technologien zum Ausgangspunkt spezieller Förderprogramme machen und Frauen im Zugang zu Internet und Multimedia unterstützen.¹

Während also von staatlicher Seite massive Versäumnisse in Hinblick auf die gezielte Förderung von Frauen auszumachen sind, hat die Wirtschaft Frauen als Internetanwenderinnen längst entdeckt. Laut der Zeitschrift *Internetworld*² hätten Frauen ein besonderes Interesse an Gesundheits- und Ernährungstips, an Rezepten und Kochanleitungen und vor allem an Versandhausangeboten, sodaß sich das Info-Angebot im Web an die weiblichen Bedürfnisse erst noch anpassen müsse.³ Zunehmend wird nicht mehr nur um Männer, sondern auch um Frauen für das Internet geworben. Denn mit der rasanten Kommerzialisierung des Internet werden Frauen nicht nur im Sinne eines neuen Konsumismus als Zielgrup-

pe relevant, sondern auch als billige Arbeitskräfte. Für die Verwaltung und die Selektion von immer größer werdenden Datenmengen werden Frauen für eintönige Online-Arbeitsplätze, mit den bekannten sozio-ökonomischen Auswirkungen von Telearbeit, benötigt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß mit der zunehmenden Verbreitung des Internet – vor allem im privaten Bereich – der Frauenanteil im Netz ansteigt und im Jahr 1999 sowohl in Österreich als auch in Deutschland bei 35%⁴ liegt.

Mit dem steigenden Frauenanteil an NetzanwenderInnen konform verläuft also eine öffentliche Debatte, die Frauen nicht mehr explizit ausgrenzt, sondern in die Netz-Diskussion integriert, ihnen aber sogleich jenen geschlechterdifferierten Platz zuweist, den sie künftig im Rahmen der Technologie-Anwendung einzunehmen haben. Die Zuschreibungspraxis unterscheidet sich dabei bis jetzt nicht von jenen gesellschaftlich produzierten Geschlechterstereotypen, die bislang den vorherrschenden Geschlechterdiskurs bestimmen.

Internet und Geschlecht

Die Codierung des Internet als männliche Domäne steht in engem Zusammenhang mit der Zuschreibung des Internet zur männlich codierten Technik. Die keineswegs zwingende Verknüpfung mit der Technik als männlicher Bereich, der allerdings auf eine lange Tradition der sozialen Praxis verweisen kann, führt bereits im Stadium der Forschung und Entwicklung, der Produktion und Distribution zu einer Konstruktion des Internet als einen männlichen (Herrschafts-) Bereich. Auf allen Ebenen einer gesellschaftlichen Innovation auf dem Gebiet neuer Technologie sind aber prinzipiell Möglichkeiten der Um-

¹ Alexandra Bader: *Weiber im Cyberspace – Frauen und die Hälfte der virtuellen Welt*. In: *SWS-Rundschau* 1/1998, S. 429-443.

² *Marketing & Barometer*. In: *Internetworld* Juni 1999, S. 21.

³ ebd.

⁴ ORF: *Internet in Österreich. Grunddaten zur Internet-Nutzung im 2. Quartal 1999*, http://www.orf.at/facts/inter_01.htm, 1999, s. a. ARD/ZDF-Arbeitsgruppe Multimedia: *ARD/ZDF-Online-Studie 1999: Wird Online Alltagsmedium?* In: *Media Perspektiven* 8/1999, S. 405.

schrift – d.h. einer Veränderung in der geschlechterbinären Codierung⁵ – gegeben. Wie die bisherigen Ergebnisse der Forschungen zum Internet aber zeigen,⁶ dürfte sich die soziale Praxis vornehmlich am Mainstream der geschlechterbinären Technikzuschreibung orientieren. Auf der Ebene der Forschung und Entwicklung wird das Internet nach (vor)herrschender Lehrmeinung im militärischen Forschungsbereich situiert, wenngleich auch andere Entstehungskontexte nachgewiesen werden konnten. Situiert man/frau das Internet vor allem im Bereich der Hypertextprogrammierung, so läßt sich ein Forschungs- und Entwicklungskontext nachzeichnen, der deutlich weibliche Codierung aufweist.⁷

Auch auf der Ebene der Einführung bzw. Distribution des Internet hat sich jener geschlechterdifferente Diskurs durchgesetzt, der Männlichkeit mit Internet koppelt. Vor allem anhand gesellschaftlicher Repräsentationen läßt sich aufzeigen, wie eine Vereinnahmung des Internet durch eine männliche Codierung den Mainstream der Bedeutungszuweisung beherrscht. Für die öffentliche Debatte, die einen Teil gesellschaftlicher Repräsentationen ausmacht, zeigt sich die Vereinnahmung des Internet durch das Männliche anhand folgender Beobachtungen:

- Im öffentlichen Diskurs (TV, öffentliche Diskussionen, Videos, etc.) dominieren Männer als Bewohner der Cyberwelt, sowohl als Experten wie auch als User, Frauen kommt höchstens eine moderierende Rolle zu.
- Netzbetreiber (Internet, Mailbox) sind vornehmlich männlich
- die Themen des öffentlichen Diskurses zum Internet sind eine Koppelung mit männlich codierten Themenbereichen (Technik, Cyber-Nazismus, Cyber-Kriminalität, Cyber-Sex)
- Frauennetzwerke, feministische Newsgroups und Frauen als Userinnen kommen in der öffentlichen Debatte lange Zeit gar nicht vor.
- Auch die meisten wissenschaftlichen Publikationen

kommen noch immer ohne Beiträge von weiblichen Forscherinnen und ohne feministische Ansätze aus, obgleich es hierzu bereits umfangreiches wissenschaftliches Wissen gibt.

Auf diese Weise werden sowohl auf der Ebene der Produktion als auch auf der Ebene der Distribution Technik, Internet und Technikkompetenz als geschlechterdifferente ideologische Muster eingeführt. Damit wird das Internet als Technik-Bereich untrennbar mit dem Geschlecht verwoben. Technologieverhältnisse und Geschlechterverhältnisse sind so gesehen zwei Beziehungs-komplexe, die aufs Engste miteinander verbunden sind. Unter Technologieverhältnissen sind

Im öffentlichen Diskurs dominieren Männer als Bewohner der Cyberwelt, sowohl als Experten wie auch als User

dabei die sozialen Beziehungen zu verstehen, die sich in und zwischen den Bereichen Forschung, Produktion und Distribution sowie Aneignung

und Anwendung herausbilden.⁸ Technologie als Beziehung gedacht, bedeutet, daß Technologie per se noch keinen Wert – auch keinen geschlechterbinären Wert – repräsentiert, sondern diesen erst in der konkreten Praxis in Form einer komplexen Beziehungsstruktur von Bedeutungszuschreibungen erlangt. Für die Bedeutungszuschreibung spielt dabei der öffentliche Diskurs – insbesondere die Form, wie die neue Technologie Internet eingeführt wird, eine nicht unbedeutende Rolle. Aber auch im Produktions-, Distributions- und Anwendungsbereich wird das Internet mit geschlechterbinären Bedeutungen versehen.

Geschlechterverhältnisse stehen nun mit Technologieverhältnissen in einem engen Zusammenhang und wirken gegenseitig aufeinander. Geschlechterverhältnisse gestalten Technologieverhältnisse mit und geben der Technologie eine soziale Identität, das heißt: Durch die Wirkung der Geschlechterverhältnisse findet die Technologie als eine soziale Konstruktion statt.⁹

⁵ Regine Gildemeister/Angelika Wetterer: *Wie Geschlechter gemacht werden*. In: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, S.222ff.

⁶ vgl. dazu Johanna Dorer: *Gendered Net. Ein Forschungsüberblick über den geschlechtsspezifischen Umgang mit neuen Kommunikationstechnologien*. In: *Rundfunk und Fernsehen* 11/1997, S. 19-29.

⁷ Sadie Plant: *nullen + einsen. Digitale Frauen und die*

Kultur der neuen Technologien, Berlin 1998 (engl.: *Zeros and Ones*, London 1997).

⁸ Cynthia Cockburn/Susan Ormrod: *Wie Geschlecht und Technologie in der sozialen Praxis „gemacht“ werden*. In: Irene Dölling/ Beate Kraus (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/M. 1997, S.17, 19, (engl.: *Gender and Technology in the Making*, London/Newbury Park 1993).

⁹ Cockburn/Ormrod, S. 20.

Eine Form der gegenseitigen Verflechtung von Technikverhältnissen mit Geschlechterverhältnissen zeigt sich in der Konsumpraxis neuer Technologien. Konsumpraxis meint dabei nicht nur die Nutzung des Internet in ihrer Alltagspraxis, sondern auch die sozialen, alltagskulturellen Praxen der Aneignung. In diesen Praxen wird das Verhältnis von Technik und Geschlecht jeweils neu ausgehandelt und kann (vor)herrschende Normen und Werte bestätigen oder auch verändern.

Geschlecht und Anwendungspraxen – eine empirische Annäherung

Die beiden Aspekte der Aneignung und Verwendung des Internet im privaten Bereich stehen im Zentrum der nachfolgenden Ausführungen. Es geht dabei um die Frage, wie Geschlechterkonstruktionen im Prozeß der Aneignung und Nutzung wirksam werden, welche Selbst- und Fremdkonstruktionen im Kontext des Internet auf der Folie von öffentlichen Diskursen und privaten Erzählungen (vor)herrschende Geschlechterdefinitionen bestätigen oder unterlaufen.

Den Konstruktionsmechanismen von Männlichkeit und Weiblichkeit bei der Anwendung des Internet haben wir in Erinnerungstexten nachgespürt. Ausgangspunkt waren persönliche Erfahrungen mit dem Internet, welche als rückblickende Szenarien in Form von Szenarien festgehalten und von den Textverfasserinnen anschließend in Gruppenarbeit dekonstruiert wurden. Das Thema wurde dabei von den Teilnehmer/innen selbst gewählt und bezieht sich jeweils auf sogenannte Einstiegserfahrungen. Zum Thema „Als ich das erste Mal ins Internet einstieg“ bestand die Forschungsgruppe aus acht Frauen, für das Thema „Das erste Mal in einem Chat“ wurden 12 Texte – neun von Frauen und drei von Männern – im Gruppenprozeß ausgewertet.¹⁰ Im folgenden möchte ich die Ergebnisse der zwei Forschungsgruppen, die wir mit der Methode der Erinnerungsarbeit nach Frigga Haug ausgewertet und erstmals auf die Erfahrungen mit dem Internet angewandt haben, darstellen.

Zur Methode der Erinnerungsarbeit

Die Methode der Erinnerungsarbeit wurde von Frigga Haug¹¹ entwickelt und gemeinsam mit Brigitte Hipfl¹² für die kommunikationswissenschaftliche Forschung weiterentwickelt. Dabei werden die kollektiven Erfahrungen, welche in den Denk-, Körper- und Gefühlsdiskurs eingeschrieben sind, in den individuellen Erzählungen sichtbar gemacht.

Ausgehend von der Überlegung, daß Männlichkeit und Weiblichkeit kulturelle Konstruktionen sind, bei der Geschlecht als ein historischer und sozialer Prozeß zu fassen ist, bedeutet das nun, daß Erinnerungen keineswegs „Abbilder“ von Vergangenem sein können, sondern einen Teil einer Subjektkonstruktion darstellen, bei der „öffentliche“ Diskurse und „private“ Erzählungen miteinander verknüpft werden. Bei der Analyse erinnerter Erfahrungen geht es also weder darum, alles als sozial determiniert zu betrachten, noch darum, jegliches Handeln und Verhalten als ein rein subjektiv Hervorgebrachtes zu begreifen.

In der Erinnerung wird das eigene Selbst wie auch das eigene Handeln einem Umdeutungsprozeß unterworfen, um so ein kohärentes Selbst aufrecht zu erhalten. Die im Erinnerungstext auftretenden Brüche und Inkonsistenzen sind Hinweise für die verschiedenen Erfahrungen, für die unterschiedlichen Erwartungen und die widersprüchlichen Versuche von Identitätskonstruktionen. Im Aufspüren dieser Brüche werden Erinnerungen so zu einer „Fundgrube von Sozialisationskenntnissen, die ein Gemisch von Ideologien, Alltagstheorien und Widerspruchseliminierungen zugunsten von Handlungsfähigkeit“¹³ darstellen.

In der Erinnerungsarbeit wird das Verfahren der Dekonstruktion angewandt. Mittels eines sprach- und diskursanalytischen Vorgehens werden die Erinnerungstexte in der Gruppe dekonstruiert, um die Konstruktion des Selbst, der Gesellschaft

¹⁰ Mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung habe ich in Lehrveranstaltungen zwischen 1997 und 1999 die Methode der Erinnerungsarbeit in bezug auf das Internet angewandt. Im folgenden möchte ich zwei Beispiele herausgreifen, wobei bei ersterem – „Einstieg ins Internet“ – Mag. Ulrike Weish die Forschungsgruppe geleitet sowie eine Zusammenfassung der Ergebnisse, auf die ich mich hier stütze, vorgenommen hat.

¹¹ Frigga Haug: *Erinnerungsarbeit*, Berlin 1990, s.a. Frigga Haug: *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit*, Hamburg 1999.

¹² Frigga Haug: *Anmerkung zur Methode der Erinnerungsarbeit*. In: Frigga Haug/ Brigitte Hipfl, (Hg.): *Sündiger Genuß? Filmfahrungen von Frauen*, Hamburg 1995.

¹³ Frigga Haug, 1995, S. 12.

und des subjektiv wahrgenommenen Zusammenhangs sichtbar zu machen. Die Erinnerungstexte werden dabei nicht im Sinne eines hermeneutischen Verfahrens interpretiert, sondern auf ihre Konstruktionsmechanismen hin untersucht. Aus diesem Grund scheint auch der Begriff „Szenario“ besser geeignet als der Begriff „Text“, um damit auszudrücken, daß es sich nicht um eine Textinterpretation im hermeneutischen Sinne, sondern um ein Verfahren der Dekonstruktion handelt. Die Bearbeitung erfolgt als Zerlegung eines Szenarios in seine einzelnen, insbesondere formalen Bestandteile unter Bezugnahme auf die Frage, wie sich der/die Autor/in in der beschriebenen Situation selbst konstruiert, d.h. welche Handlungen, Emotionen, welche Verknüpfungen im Text, welche Klischees, Widersprüche und Leerstellen für die Konstruktion des Selbst sowie für die der Anderen herangezogen werden. Die Dekonstruktion der Texte erfolgt im Kollektiv. Damit werden unterschiedliche Zuschreibungsmuster vergleichend aufeinander bezogen, welche dann einen Beitrag zur Herausbildung eines kollektiven Subjekts liefern und den Vergesellschaftungsprozeß sichtbar machen können.

Zugang zum Internet

Aus strukturalistischer Sicht betrachtet, lassen sich eine Reihe von Zugangsbarrieren benennen. *Zeit* und *Ökonomie* sind neben *Verfügung/Verfügbarkeit über die Technik* und *Fachwissen/Fachsprache* die bedeutenden Faktoren, die fördernd oder aber hemmend auf den tatsächlichen Zugang zum Internet wirken.¹⁴ Für uns war es nun von Interesse, wie sich Frauen im Kontext der gegebenen Rahmenbedingungen in der Einstiegssituation selbst repräsentieren – d.h. sich selbst als Einsteigerinnen darstellen –, wie das Internet geschlechterbinär affektiv besetzt und repräsentiert wird, und wie die Verbindung zwischen den Rahmenbedingungen des Internet und den damit erzeugten Emotionen Geschlechterdefinitionen und Geschlechterpositionierungen hervorbringt.

Umgang mit Zugangsbarrieren

In der ersten Forschungsgruppe zum Thema „Als ich das erste Mal ins Internet einstieg“ beschreiben die Frauen diese Ersterfahrung keineswegs als einen selbstverständlichen Akt. Der gemeinhin mit *Technikdistanz* bezeichnete weibliche Tech-

nikdiskurs findet zu allererst eine formale Entsprechung. Die meisten Szenarien beginnen nämlich nicht direkt mit der Situationsbeschreibung des Ersteinstiegs, sondern zeigen eine meist weit ausholende narrative Einleitung: Inhaltlich wird zum einen eine Kritik vermittelt, die sich auf die Technisierung des Alltags und die der Kommunikation bezieht, zum anderen werden umfangreiche Begründungen bzw. auch Rechtfertigungen dafür angegeben, sich bisher nicht mit dem Internet praktisch auseinandergesetzt zu haben.

Einer der auffälligsten Aspekte in den Szenarien war die Thematisierung des Gefühls, sich rechtfertigen zu müssen. Die Rechtfertigungsversuche manifestieren sich in den Begründungen für den späten Interneteinstieg, wobei in den Szenarien all jene hinlänglich bekannten Barrieren genannt werden, welche die materielle Basis eines weiblichen Lebenskontextes und der damit verbundenen Diskriminierungserfahrung ausmachen.

Immer wieder dreht sich das Thema um *Zeit*, und zwar um fehlende Zeit und um vergeudete Zeit. Zeit fließt in die Texte als Ressource ein, die ein strenges Zeitmanagement – diktiert durch Lebenskontexte, die eine Zwei- und Dreifachbelastung erzwingen – für Dinge, die nicht absolut notwendig erscheinen, übrig lassen. Zeit wird damit im Kontext realer Lebensverhältnisse gesehen, als fehlende Zeit für andere Tätigkeiten, wie etwa die Aneignung einer neuen Kommunikationstechnologie. Zeitknappheit wird aber auch in Verbindung mit Verschwendung gebracht, eine Verbindung, die nicht notwendig an reale Lebensverhältnisse gekoppelt ist (nicht alle Frauen müssen Familie und Beruf vereinbaren), sondern eine Verbindung, die jene implizite Wertung enthält, die dem Umgang mit dem Internet zugeschrieben wird: Internet als Maschine für Zeitverschwendung. Bereits die Zeitargumentationen zeigen zwei unterschiedliche Diskurse des Weiblichen: Zum einen jenen Weiblichkeitsdiskurs, der mit realen Lebensbedingungen zusammenläuft, die durch die derzeitige geschlechterbinäre Gesellschaftsordnung den Frauen nahegelegt werden, zum anderen einen Technikdiskurs, bei dem Frauen das Internet als neue Technologie mit Zeitvergeudung gleichsetzen und damit abwerten.

Genau diese Abwertung ist aber Teil eines ambivalenten und sehr komplexen weiblichen Diskur-

¹⁴ Dorer, S. 19-29.

ses der Technikdistanz. Indem die Technik abgewertet wird, wird auch die Technik als männliche Konstruktion abgewertet. In einem Szenario wird diese Verbindung sehr konkret hergestellt:

Wenn jemand ihr begeistert von den Möglichkeiten des Internet erzählt, belächelt sie ihn/sie. Schon wieder so einetl, dachte sie, und verglich es im Stillen mit den für sie unerträglichen (und unverständlichen) Fernsehgewohnheiten ihres Ex-Mannes. Der drehte, kaum zu Hause, den Fernseher auf, saß stundenlang davor und schaute sich alles an, egal was, unabhängig davon, ob es ihn interessierte oder nicht. (Szenario 3A)

Ein weiterer Aspekt betrifft die *ökonomischen Zugangsbarrieren*.

Auch hier gilt, daß reale Lebensbedingungen bewirken, daß Frauen im Durchschnitt über weniger Geld verfügen als Männer und für sie damit die ständige von der Softwareindustrie produzierte und forcierte „Nachrüstung“ eines Computers zu einem leistungsstärkeren Gerät mit Modem und Internet-Anschluß weniger leicht finanziell verkraftbar ist. Auch der berufliche Zugang zum Internet ist für Frauen weniger einfach als für Männer, weil der Arbeitsmarkt nach wie vor geschlechterdifferenziert segmentiert ist. Wie beim Thema Zeit erfolgt aber auch bezüglich der ökonomischen Voraussetzungen die Selbstpositionierung der Autorinnen zum einen als eine Person, die sich die technische Ausstattung nicht leisten kann, zum anderen als eine, die sie gar nicht benötigt. Auch hier erfolgt in den meisten Szenarien die Begründung über die Abwertung des Internet als wenig nützliche technische Einrichtung.

Als weitere Begründung für einen späten Einstieg ins Internet nennen die Frauen in ihren Szenarien die persönliche *Verfügung über die Technik*. Vor allem in jenen Szenarien, in denen sich die Frauen als weniger reserviert gegenüber dem Internet konstruieren, wird sehr deutlich der Aspekt angesprochen, daß ein potentieller Zugang bei Freunden, an der Universität oder wo auch immer allein nicht gleichgesetzt werden kann mit dem Besitz eines eigenen Internetzugangs. Dieser Aspekt wird häufig mit dem Zeitarargument gekoppelt, so würde es sich etwa kaum lohnen, extra zum Surfen oder Email-Versenden

den Weg zu einem Ort, wo es einen Internetanschluß gibt, auf sich zu nehmen. Auffällig ist, daß ein Umstand gar nicht thematisiert wird, und zwar jener, daß mit dem Besitz eines eigenen Internetzugangs auch eine „Verfügbarmacht“ und die Möglichkeit einer ungestörten Internetnutzung verbunden sind. Diese Auslassung ist deshalb interessant, weil gerade auch sie einen wesentlichen Baustein in der Konstruktion der Technik als männliche Machtsphäre darstellt. Denn der Besitz der technischen Voraussetzung bedeutet nicht nur deren ständige Verfügbarkeit, sondern auch Kontrolle über sie und die Möglichkeit materieller Aneignung und Zuständigkeit mit allen positiven und negativen Implikationen. Die nicht vorhandene persönliche Verfügbarkeit eines Internetzugangs hat somit nicht nur eine zeitliche Dimension, sondern vor allem eine Dimension der Handlungsfreiheit und Kontrolle.

Als vierte Begründung bzw. Rechtfertigung für den späten Interneteinstieg kristallisiert sich die Dimension *Fachwissen* heraus. Der Mangel an Fachwissen zeigt sich zunächst in einer auffälligen Auslassung, denn in den meisten Szenarios fehlt die Verwendung von Fachbegriffen, die den Umgang mit dem Internet betreffen. Aber selbst wenn Fachbegriffe verwendet werden, wird das eigene Wissen abgewertet. Gleichzeitig erfolgt die Konstruktion der eigenen Person in den Szenarien vornehmlich in Verbindung mit einer Klage darüber, zu wenig über das Internet, die technischen Bedingungen des Zugangs und die Möglichkeiten, die das Internet in seiner Anwendung bietet, zu wissen. Die Thematisierung des Mangels an Wissen tritt bei fast allen Szenarien im Kontext von Selbstabwertungstendenzen der eigenen Person und einer Koppelung mit Emotionen auf. Interessant bei dieser Verbindung von Mangel an Wissen – Selbstabwertung – und negativen Emotionen ist, daß diese in fast allen Szenarien sehr ähnlich auftritt. Als Mangel an nötigem Know-How werden beispielsweise auch solche Dinge erwähnt, die für die Autorinnen der Szenarien sehr einfach zugänglich gewesen wären, sodaß der Mangel an Wissen auch eine Form der Selbstinszenierung darstellt, um sich von unkritischen Technikfreaks zu distanzieren. Die Thematisierung des geringen Wissensstands hat damit eine doppelte Funktion – zum einen geht es um Abgrenzung zu einem unkritischen Technikfetischismus, zum anderen um die Positionierung der eigenen Person im Rahmen eines typisch weiblichen Technikdiskur-

Der Besitz der technischen Voraussetzung bedeutet neben deren ständigen Verfügbarkeit auch Kontrolle über sie

ses. Dieser in diesen Szenarien reproduzierte weibliche Technikdiskurs drückt sich in der Emotionalisierung und der negativen Selbstzuschreibung in Abgrenzung zum männlichen Technikdiskurs aus, der verbunden ist mit Aufwertung der eigenen Person und Versachlichung durch Verwendung der Technosprache – zumindest mit der Verwendung einzelner Begriffe, mit denen man zu verstehen gibt, etwas davon zu verstehen.

Der weibliche Technikdiskurs *geringes Fachwissen – Abwertung – Emotionalisierung* wird jedoch auch als brüchiger reaktiviert. Und zwar in jenen Szenarien, wo zusätzlich Interesse an der neuen Technologie – meist nicht direkt, sondern indirekt – zum Ausdruck gebracht wird, wo teilweise sehr fundiert Kritik an der neuen Technologie geübt wird, oder wo ganz einfach das Bekenntnis zur Unkenntnis gar nicht so viel Unkenntnis zeigt.

(...) weil sie sich am Großrechner, wo alles noch unter DOS läuft – und nicht wie am PC unter Windows – nicht auskennt. Sie kennt die Befehle nicht genau und Schlampigkeit beim Tippen wirkt sich derart aus, daß der Computer gar nichts oder nicht das Vorgesehene tut. (Szenario 2A)

Die *Techniksprache* spielt bei der Konstruktion des Internet als männliche Domäne eine ganz besondere Rolle. Sie fungiert als eine der Grenzbeziehungen zwischen männlichen und weiblichen Technikdiskursen. Die Autorinnen der Szenarien erleben sie tendenziell als Ausschließungsmechanismen, als Distanzierungsstrategie und lehnen sie zum Teil auch als Ausdruck eines dem Internet nicht gerechtwerdenden Technikfetischismus ab.

Konversationen zum Thema Internet ödeten sie zumeist tödlich an. (...) wenn er sich im Detail ergoß, merkte sie eine innere Distanz und einen sich dazu gesellenden inneren Zynismus. (Szenario 6A)

Ihr anfängliches Interesse sank rasch, da nur noch in Fachchinesisch referiert wurde, Erklärungen für die einzelnen Begriffe (browser etc.) entweder zu schnell oder überhaupt nicht geliefert wurden. (Szenario 9A)

Techniksprache wurde und wird ganz besonders im Bezug auf das Internet als Ausschließungsmechanismus eingesetzt. In den Szenarien wird genau an diesem Fetisch Kritik geübt. Techniksprache übernimmt hier die Funktion eines Herr-

schaftsinstruments, indem sie männlichen und weiblichen Technikdiskurs entscheidend mitbeeinflusst und ein gesellschaftlich unterschiedlich bewertetes Wissens-Gefälle schafft. Die Ablehnung der Internet-Fachbegriffe – die ja zum Teil völlig belanglos und nichtssagend sind – beeinflusst aber dennoch das Interesse an der Aneignung des Internet, wirkt damit auf das Nutzungsverhalten und produziert tendenziell eine *Techno-Sprachlosigkeit* der Frauen, die dazu führt, daß sich Frauen als Unwissende fühlen, als jene, die Unterstützung und Hilfe benötigen und damit einen traditionellen geschlechterdifferenten Technikdiskurs reaktivieren.

Ausgehend von der Überlegung, daß zum Gutteil die „Internetsprache“ eine Kunstsprache ist, deren Kenntnis für die Anwendung und Nutzung des Internet nicht notwendig Bedingung ist, wird klar, wie die Internetsprache, neben jenem gesellschaftlichen Diskurs – wie über das Internet in der Öffentlichkeit gesprochen wird –, ganz bedeutend an der Konstruktion des Internet als männlicher Technologie beteiligt ist.

Die Effekte dieser Konstruktion zeigen sich auf mehreren Ebenen: Erstens auf der kognitiven Ebene, wo Nutzerinnen des Internet die neue Technologie mit fundierten Argumenten kritisieren, zweitens auf der Handlungsebene, wo es zu einem Zögern und zu einer Reserviertheit bezüglich des Ersteinstiegs in das Internet kommt, sowie drittens auf der emotionalen Ebene, wo die Autorinnen sehr ambivalent ihr Interesse und Desinteresse, ihre Ablehnung, aber auch ihre Faszination zum Ausdruck bringen. Was die emotionale Ebene betrifft, ist aber in den Szenarien am häufigsten jener Weiblichkeitsdiskurs anzutreffen, den wir als typisch weiblichen Technikdiskurs kennen und der mit der Abwertung der eigenen Person gekoppelt ist.

Zur Produktion von Gefühlen

Diese *emotionale* bzw. *affektive Besetzung* der Technologie funktioniert also nicht aufgrund einer geschlechterdifferenten Einstellung gegenüber der Technologie, sondern ist Effekt eines komplexen Beziehungsgeflechts von sozialen Gegebenheiten, kommunikativen und sprachlichen Praxen sowie Bedeutungszuschreibungen zu einer als männlich definierten Technologie.

Das von den Autorinnen in den Szenarien konstruierte Gefühl, nichts oder zu wenig von der

neuen Technologie zu verstehen, und einer damit einhergehenden Konstruktion der eigenen Person als „dumm“, „unfähig“ oder als „nicht kompetent“ ist so gesehen nicht Ausdruck einer Selbstbeschreibung, die einzig auf individuelle Komponenten zurückzuführen wäre, sondern ist vor allem Ausdruck eines derzeit (vor)herrschenden Geschlechterdiskurses, der das Weibliche mit Technikablehnung und Technikdesinteresse verbindet. Zu einheitlich sind die Selbstkonstruktionen in den Szenarien, als daß sie als individuelles Moment gelesen werden könnten. Geschlecht ist nach de Lauretis¹⁵ Repräsentation – nicht nur Selbstrepräsentation, sondern auch Fremdrepräsentation; und diese Fremdrepräsentation zeigt sich in den Szenarien als eine ziemlich homogen konstruierte affektive Besetzung bezüglich der neuen Technologie.

Das in den Szenarien immer wieder thematisierte Gefühl, nicht genug Zeit und nicht genug Geld zur Verfügung zu haben, ist keines, das sich allein auf die Technik reduzieren läßt. Vielmehr drückt sich darin ein Diskurs des Weiblichen aus, der sämtliche Bereiche betrifft und der sowohl die realen Lebensbedingungen charakterisiert, als auch als eine Konstruktion des Weiblichen fungiert. Damit ist gemeint, daß die materielle Verortung im Rahmen evidenter Alltagsbedingungen erfolgt, andererseits aber auch, daß nicht alle Frauen über weniger Zeit und Geld verfügen als Männer. Mit dieser Negation einer Generalisierung beziehe ich mich auf jenen diskursiven Standpunkt, der auch Gefühle und emotionale Befindlichkeiten als Effekte von Diskursen und als ein Ergebnis der alltäglichen Produktion der Geschlechterordnung¹⁶ benennt. Die Konstruktion der eigenen Identität, verbunden mit Gefühlen der Zeit- und Geldknappheit, muß dann im Zusammenhang mit der Abwertung der Technologie und der negativen emotionalen Besetzung des Internet als zusammengehörig gesehen werden. Erst in diesem Zusammenwirken der einzelnen Faktoren konstruieren Frauen – und hier insbesondere jene, für die Zeit- und Geldmangel weniger materielle Basis denn symbolische Repräsentation ist – einen weiblichen Technikdiskurs mit, der gemeinhin als „Technikdistanz“ bezeichnet wird.

Daß auch die Einnahme einer anderen Identitätsposition möglich ist, zeigen einzelne Sequenzen in den Szenarien. Beispielsweise werden in einem Szenario (5A) ohne lange Erklärung oder Rechtfertigung für den verspäteten Interneteinstieg zielbewußt jene Aktivitäten gesetzt, die für einen Ersteinstieg notwendig sind. Mit diesem Selbstbewußtsein und dieser Selbstverständlichkeit im Umgang mit einer neuen Technologie konstruiert sich die Autorin in bezug auf diese Technik in einer männlichen Subjektposition, d.h. in einer geschlechtlichen Positionierung, die gesellschaftlich als eine männlich erwartete und codierte gilt. Obwohl auch in diesem Szenario die Autorin erwähnt, das Internet würde in der Prioritätenliste nicht an oberster Stelle rangieren, obwohl der tatsächliche Anstoß nicht intrinsisch motiviert scheint, sondern von ihrer Freundin ausging, beschreibt sie ihren Ersteinstieg als einen gezielten, der mit relativ wenig Scheu vor der neuen Technik in Angriff genommen wurde.

Ein saches Aufbrechen eines traditionellen weiblichen Technikdiskurses läßt sich in den meisten Szenarien finden. Allerdings werden diese Momente des Ausbruchs in den meisten Szenarien immer wieder durch gleich anschließende Konstruktionen des Weiblichen zugedeckt, sodaß eine Bestätigung des weiblichen Technikdiskurses das vorherrschende Thema bleibt. In einem einzigen Text (4A) verläuft die Selbstkonstruktion konträr. Im gesamten Text wird eine Identitätsposition eingenommen, die stark von den übrigen abweicht. Die Autorin schreibt von ihrem Interesse an der neuen Technologie, ihrem dringenden Bedürfnis, das Internet kennenzulernen, und davon, daß Hindernisse wie Zeitknappheit, Geldmangel etc. sie nicht länger abhalten, sich die nötigen Voraussetzungen des Internetzugangs selbst zu schaffen.

Doch nichts desto trotz hat sie sich durchgerungen, ein Modem zu kaufen. Dabei hatte sie die nächsten Probleme. (...) Dabei mußte sie auf das richtige Telefonkabel zwischen Modem und Telefon achten, da sehr oft Kabel aus Deutschland beigelegt werden, die in Österreich nicht passen. (...) Schließlich kam der Erstkontakt mit einem Provider (Computerserver) durch einen Internet-Browser (Zugangssoftware), den Elvina aus der Computerzeitschrift hatte,

¹⁵ Teresa de Lauretis: *Die Technologie des Geschlechts*. In: Elvira Scheich (Hrsg.): *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, Hamburg 1996 (engl.: *Technology of Gender*, Bloomington 1987).

¹⁶ Gudrun-Axeli Knapp: *Macht und Geschlecht. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion*. In: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, S. 287.

zustande. Nach Installation des Modems (Installationssoftware unter Windows 95) und der Installation des Browsers von einer CD-Rom konnte Elvira sich bei einem Provider anmelden. Es war für Elvira ein tolles Gefühl, nun Zugang zu allen Informationen im Internet zu haben, dieses Gefühl hielt aber nicht lange an. (Szenario 4A)

Die gesamte Erzählung demonstriert nicht nur Interesse und Zielstrebigkeit und einen aktiven Handlungsmodus, sondern auch die nötige Technikkompetenz. Und trotzdem finden wir immer wieder jene Einbrüche des weiblichen Konstruktes – wie etwa die langen Erklärungen, warum sich die Autorin nicht bereits früher Modem und Software besorgt hatte, oder aber die Thematisierung von Problemen, von Schwierigkeiten, aber auch enttäuschten Erwartungen. Offensichtlich läßt sich „Frau und Technik“ nicht ohne Rekurs auf weibliche Konstrukte abhandeln. Offensichtlich scheint der Diskurs „Frau und Technik“, wenn schon nicht Technikdistanz demonstrieren zu müssen, zumindest begründen zu müssen, warum diese Distanz geringer ist als bei anderen Frauen. Wir erkennen hier einen Rechtfertigungsdruck in der anderen Richtung. In einzelnen Sequenzen wird die Zugehörigkeit zum weiblichen Technikdiskurs – der ja in weiten Strecken der Erzählung durchbrochen wird – immer wieder hergestellt.

Das Sich-Rechtfertigen-Müssen – wofür auch immer – weist Frauen den Platz einer Unterordnung zu. Dieses Gefühl, sich rechtfertigen zu müssen, tritt in allen Szenarien konstant auf. In den meisten Szenarien ist es eine Rechtfertigung, warum der Interneteinstieg so spät erfolgt ist, gepaart mit einer ausführlichen Begründung der Umstände, die dazu geführt haben. Aber auch die Einnahme einer anderen – nicht typisch weiblichen – Identitätsposition scheint eine Rechtfertigung zu verlangen: Die Abweichung von der Norm verlangt von Frauen sogleich eine Begründung für die Abweichung von der Norm – so demonstrieren es zumindest die Identitätskonstruktionen in den Szenarien. Denn die Dimension der Begründung bzw. Rechtfertigung für den verspäteten Ersteinstieg bewegen sich dabei auf zwei unterschiedlichen Ebenen: Zum einen auf der Ebene der materiellen Verortung bzw. Positionierung, zum anderen auf der Ebene der symbolischen Verortung.

Aber genau in diesem nur scheinbar sich selbst auferlegten Druck, sich rechtfertigen zu müssen,

zeigen einzelne Sequenzen in den Szenarien, daß die Konstruktion der Technikdistanz von Frauen auch brüchig ist. Der Rechtfertigungsdruck ist dabei nicht nur Ausdruck einer Ambivalenz zwischen Gefühl – etwa dem Gefühl der Ablehnung der Technik etc. – und Verstand – dem Wissen darüber, daß die Internetanwendung als notwendige Investition in ein Zukunftsmedium zu werten ist. Die Rechtfertigung ist in den Szenarien auch als Kritik am Technikfetischismus verortet. Die Rechtfertigungsversuche zeigen sehr deutlich jene Gründe auf, die in der Tat geschlechterdifferenz wirken. Das heißt, benannt werden sehr deutlich jene materiellen Rahmenbedingungen, die in der Tat als hindernde Komponenten für den Einstieg ins Internet zu gelten haben. Gleichzeitig ermöglicht ein kritischer Blick, wie er in den Szenarien immer wieder vorgenommen wird, potentiell einen neutraleren – weniger fetischbetonten – Zugang zur neuen Technologie.

Der als weiblich konstruierte Diskurs der Technikdistanz zeigt hier seine Brüchigkeit. Genau diese Brüchigkeit wäre in bezug auf Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen für Frauen nutzbringend einzusetzen. Die Thematisierung der kritischen Annäherung sowie die Thematisierung der Ambivalenz zwischen Gefühl und Verstand könnte einen Teil einer frauenorientierten Internetausbildung begleiten, um sich die Konstruiertheit von Technik und Technikdistanz zu vergegenwärtigen.

Erfahrungen im Chat-Room

Das Chatten im Internet gilt als eine jener kommunikativen Leistungen des neuen Mediums, die Interaktivität realisiert und es von der Nutzung älterer Medien deutlich unterscheidet. Im Zentrum unserer Untersuchung stand wieder die Frage nach der Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit in bezug auf die Anwendung des Internet. Für die Dekonstruktion der Erinnerungstexte – diesmal von Männern und Frauen verfaßt – war es nicht wichtig, ob sich der Chat im Internet tatsächlich so zugetragen hat, sondern wie die Autor/innen die eigene Person im Erinnerungstext konstruieren. Es geht also primär um die Selbstrepräsentation, wie persönliche Erfahrungen geordnet werden und mit welchen gesellschaftlichen bzw. diskursiven Bedeutungen diese Erfahrungen versehen werden.

Selbstkonstruktion und Leistung

Besonders auffällig ist, daß es in jenen Szenarien, die von Frauen geschrieben wurden, stets darum geht, etwas zu erreichen, erfolgreich zu sein, etwas zu leisten. Das erste Mal einen Chat im Internet zu führen, wird als Herausforderung betrachtet, die es zu meistern gilt. Die Vorstellung, an einem Chat teilzunehmen, wird in fast allen Szenarien mit dem Begriff Leistung gekoppelt, wie beispielsweise folgende Sequenzen aus den beschriebenen Szenarien veranschaulichen:

Nun hatte sie es also doch geschafft. Ein freier Computer mit Internet-Anschluß in einem eigenen, abgeschlossenen Raum – die besten Voraussetzungen, um endlich in Ruhe das Experiment zu wagen: in einen Chat-Room einzusteigen. Daß dieses Vorhaben bis jetzt soviel Zeit in Anspruch nehmen und von unzähligen Hindernissen begleitet sein würde, damit hatte sie wirklich nicht gerechnet. Nach zweijähriger Interneterfahrung hatte sie sich das Ganze relativ einfach vorgestellt. Doch wie schon öfter im Umgang mit diesem Medium stellte sich heraus, daß sie zwei Punkte unterschätzt hatte, die doch sehr wesentlich waren: nämlich viel Zeit und vor allem Geduld zu haben. (Szenario 8B)

Für sie war es völlig klar, daß sie diesen Arbeitsauftrag nicht ohne sich Unterstützung zu organisieren würde schaffen können. Zuerst verlor sie mühsame Gedanken an ein paar abgefuckte Internettypen, die sie kannte, doch fiel ihr eine Freundin ein. (...). (Szenario 10B)

Also wieder ausloggen, nächster Versuch. Dort klappte es schon besser, sie schaffte es tatsächlich, 'Hello' zu sagen und begrüßt zu werden. Das war es dann auch schon. Sie outete sich als Neuling und fragte nach Hilfe, aber irgendwie wurde sie ignoriert. Nachdem sie eine Weile die ziemlich sinnlosen Gespräche der anderen verfolgt hatte und sich das Hirn zermartert hatte, wie sie sich an dem Chat beteiligen könnte, gab sie frustriert auf. Alle guten Dinge sind drei. Also noch ein Versuch. (...). (Szenario 1B)

Die Verknüpfung von Internet-Chat und Leistung ist im weitesten Sinne auch eine Koppelung von Technik und Leistung. Technik wird als Herausforderung konstruiert, als etwas, mit dem Frauen Schwierigkeiten haben müssen, als etwas, bei dem Frauen auf Hilfe und Unterstützung angewiesen sein müssen. In vielen Szenarien konstruieren sich die Autorinnen als eher verunsich-

chert, als Personen, die sich darauf einstellen, daß es Probleme mit der Hard- und Software geben würde, und daß der Weg, bis sich frau endlich in einem Chat-Room befindet, mit einer Menge noch unbekannter Hindernisse verstell wäre. Die Erwartungshaltung der konstruierten Personen steht in engem Zusammenhang damit, wie sie die anderen Personen konstruiert. Die anderen sind dann entweder jene, von denen frau ganz selbstverständlich Hilfe und Unterstützung erwartet, wie etwa in jenen Szenarien, in denen der Internet-Chat mit einem Freund oder einer Freundin gemeinsam durchgeführt wird. Oder aber: Die anderen sind jene, die frau bei einem eventuell gescheiterten Chat-Versuch nicht notwendig als Beobachter/in dabei haben möchte, sodaß der erste Internet-Chat allein erprobt wird.

Bei den von Frauen geschriebenen Szenarien fehlt die Selbstverständlichkeit im Umgang mit der Technik. Der Umgang mit der Technik gilt als etwas Besonderes, als etwas, das sich frau nicht so recht zutraut. Wie sehr Fragen der Technik die geschriebenen Szenarien thematisch dominieren, zeigt sich an den Detailschilderungen, welches Wissen, welche Handlungen notwendig sind, um in einen Internet-Chat zu gelangen, während gleichzeitig über die Inhalte der Chats relativ wenig gesagt wird. Was sich in diesem Umstand deutlich zeigt, ist, wie sehr hier eine geschlechterdifferente Technikkonstruktion erfolgt. Das Unbehagen vor der Technik, die Thematisierung zu scheitern oder potentiell daran scheitern können, wie wir dies in den von Frauen geschriebenen Szenarien finden, gibt es bei den von Männern geschriebenen Szenarien nicht.

Wie sehr Frauen an der Konstruktion und Aufrechterhaltung eines weiblichen Technikdiskurses, der das Weibliche mit Technikablehnung und das Männliche mit Technikbegeisterung koppelt, beteiligt sind, zeigt sich auch an der Länge der Textpassagen, die sich mit erfolglosen Versuchen beschäftigen, und Textpassagen, die erfolgreiche Versuche thematisieren. Erfolgreiche Versuche werden oft gar nicht als solche benannt, werden zum Teil auch in Relation zu erfolglosen Chat-Versuchen gestellt und erhalten damit eine implizite Abwertung. Auf diese Art werden die eigenen Lern- und Erfahrungsprozesse sofort nivelliert und relativiert bzw. sogar abgewertet.

Schritt für Schritt entdeckte sie, daß sie auch die Möglichkeit hatte zu handeln, zu schreien oder zu flüstern. Genauer gesagt, sie sah es bei den anderen,

kam aber selbst noch nicht dahinter, wie es funktionierte. Immer wieder betraten ‚Schneemänner‘, ‚Cyborgs‘ oder andere Wesen den Raum, verließen ihn wieder oder wechselten in einen anderen. Auf dem Bildschirm konnte sie immer lesen, wohin die Chatter wechselten, woraufhin sie beschloß, auch den Raum zu wechseln. Sie wählte ein ‚Zimmer‘, das eben jemand verlassen hatte. Der Wechsel gelang ihr auch auf Anhieb. (Szenario 9B)

Der Rechner (oder das Modem) arbeitete sehr langsam – es war mühselig weiterzukommen. Doch nach einigen Versuchen und Fehl-Versuchen hatte sie es endlich geschafft, sich registrieren zu lassen. Dann war’s aber trotzdem aus – es gelang ihr nicht, in den Chat-Raum zu kommen. (Szenario 5B)

Gerade an der Bewertung der eigenen Erfahrung und daran, wie Erfolgs- und Mißerfolgerlebnisse in den Szenarien thematisiert werden, läßt sich aufzeigen, wie die Zuschreibungsmechanismen für Erfolg und Mißerfolg funktionieren. Während in den von Männern geschriebenen Szenarien Mißerfolge nur am Rande, eher beiläufig, wenn überhaupt, thematisiert werden, nehmen diese in den von Frauen geschriebenen Szenarien einen größeren Raum ein, bei gleichzeitiger Relativierung erfolgreicher Chat-Versuche. Wenn erfolgreiches Handeln angesprochen wird, so geschieht das nicht selten in einer Form, in der sich die Verfasserin des Textes fast schon verwundert über das Gelingen äußert. Es fehlt die Selbstverständlichkeit, mit der erfolgreiches Handeln kommentiert wird. Begründungen für erfolgreiches Handeln werden angeführt, der Hinweis, daß es mühsam gewesen war, bis dahin zu kommen, oder der Hinweis, daß es da zuvor natürlich einige Fehlversuche gegeben hatte.

Diese Relativierung von Erfolg läßt so die Selbstkonstruktion der weiblichen Schreiberinnen als eine gebrochene erscheinen. Gerade weil bis auf eine Ausnahme alle von Frauen geschriebenen Szenarien einen erfolgreichen Internet-Chat beschreiben, aber die Szenarien die Erzählung als Mißerfolg zum Ausdruck bringen wollen. In den Szenarien wird sehr deutlich, daß erfolgreiches und weniger erfolgreiches Handeln durch eine geschlechterhierarchische Zuschreibung, die Frauen und Männer gleichermaßen in ihrer Wertigkeit übernehmen, eine dualistische Selbst- und Technikkonstruktion bestätigen, die den Diskurs der Technikdistanz oder Technikab-

lehnung von Frauen abstützen. Die geschlechterdifferente Bewertung von Erfolg und Mißerfolg verweist so zwar auf eine geschlechterdifferente Selbstkonstruktion in den Szenarien, nicht aber auf einen Unterschied im Ergebnis selbst, d.h. die Frauen waren bei ihren Internet-Chats nicht mehr und nicht weniger erfolgreich als die Männer. Erst die Zuschreibungspraxis, die in der sprachlichen Struktur der geschriebenen Szenarien zum Ausdruck kommt, konstruiert den Unterschied.

Damit wird die Zuschreibung ‚Frauen und Technikfeindlichkeit‘ von Frauen als Mythos, nicht aber als Sachverhalt bestätigt. Bestätigt wird lediglich, daß dieses Bild über Frauen von Frauen

Mißerfolge werden öfter thematisiert als erfolgreiche Chat-Versuche, die dann verwundert kommentiert werden

selbst (mit)reproduziert wird, und daß Frauen dem Umgang mit der Technik eine dem Mythos entsprechende Wertigkeit zuschreiben, obgleich sie in

den beschriebenen Szenarien ständig Belege dafür liefern, daß dieser Weiblichkeitsdiskurs nicht mit den eigenen Erfahrungen übereinstimmt.

Selbstkonstruktion und Sexualität

Neben dem Thema Technik dominiert ein zweites Thema die Erinnerungstexte. Während in den von Männern geschriebenen Szenarien die Themen Sexualität und sexuelle Praktiken im Vordergrund stehen, gibt es bei den von Frauen geschriebenen Szenarien dieses Thema nicht. Besonders auffällig ist, daß bei den von Frauen geschriebenen Erinnerungstexten das Thema Sexualität nur als Auslassung existiert. Das heißt, es gibt entweder ein Schweigen darüber – also keinerlei Hinweise oder Andeutungen –, oder aber eine entrüstete Ablehnung wie etwa „Nein danke, kein Sex.“ (Szenario 10B).

Die in der Öffentlichkeit immer wieder auffindbare Koppelung von *Internet – Männlichkeit – Sexualität* ist so auch in den von Männern geschriebenen Szenarien hergestellt. Die Texte bewegen sich ausschließlich um das Thema Sex. Ganz selbstverständlich wird mit Internet-Chat ein Sex-Chat assoziiert, als gäbe es keine Alternativen. Ganz selbstverständlich wird der Chat als Spiel aufgefaßt, das nur nebenbei gespielt wird, dem nur halbe Aufmerksamkeit

geschenkt werden muß, wie etwa auch folgendes Textbeispiel zeigt:

Das übliche, man sucht sich ein Nickname, ein Passwort und rein geht's ins elektronische Puff. Er macht das nicht zum erstenmal, und weiß vor allem, wieviel Zeit bei solchen Chatwanderungen vergeudet wird. Gut, daß er auf dem anderen Programm weiterarbeiten kann (...) Das übliche, schließlich sind wir ja im Internet: Sklavinnen, Sklaven und ein paar Verklemmte. (Szenario 4B)

Die in den Männertexten konstruierten Personen zeigen eine ganz andere Selbstpositionierung als jene der Frauentexte. Die Konstruktion als Mann verläuft entlang der üblichen Geschlechterstereotypen als dominant, selbstsicher, direkt, über den Dingen stehend. Die Selbstkonstruktion als Überlegener funktioniert dabei primär über die Abwertung der anderen; d.h. die anderen, die in den Szenarien Erwähnung finden, sind mit einer Anzahl von Negativeigenschaften belegt. In dieser Konstellation erscheint dann die Ich-Konstruktion als eine Selbstpräsentation, die nicht in Frage gestellt wird. Die Brüchigkeit dieser Selbstkonstruktion ist nur wenig sichtbar. Sie ist in einem Erinnerungstext nur daran ablesbar, in welchen Schattierungen und Stärken die Abwertung der anderen erfolgt. In einem anderen Text zeigt sich die Brüchigkeit der konstruierten Selbststärke sehr deutlich an jenen Stellen, wo die Person Sätze abrupt abbricht oder zuvor gemachte Aussagen nivelliert oder ins Zynische verzerrt.

Er schaut sich um, ob sich irgendwelche Sexhungrige aus Wien eingeloggt haben, und will versuchen, wie ernst es ihnen ist, das heißt, er versucht, sie zu einem Date zu überreden. Klarer Fall. Feige Säue. Großes Maul und nicht viel dahinter. (Szenario 4B)

„Sein erstes Mal ...“, um wie vieles hätte dieses Thema mehr an Reiz, an Intimität an (wenn vielleicht auch nur in der Erinnerung) Erotik als dieses Medium (ich nenne es einfach Medium, schießegal wie das heißt). Nun muß man natürlich klarstellen, daß er, unser kleiner Held, bei seinem ersten Mal in so einem chat-room, (im übrigen war er schon ziemlich betrunken, sie blond und hatte ... ist ja egal) tatsächlich noch nie davon gehört hatte, daß es so was überhaupt gibt (...) (Szenario 12B)

Was bei der Dekonstruktion dieser Erinnerungstexte sehr deutlich zum Ausdruck kommt, ist, wie sehr Geschlechterstereotypen einem Vergesellschaftungsprozeß unterworfen sind, wie schwie-

rig es ist, diesen gesellschaftlichen Zuschreibungen zu entkommen und eine andere Selbstkonstruktion zu erproben, die nicht einer der üblichen Geschlechterhierarchie gehorchenden Zuschreibung entspricht. Möglichkeiten des Ausbruchs aus dieser starren Geschlechterbinarität mit ihrer eingeschriebenen hierarchischen Positionierung der Geschlechter sind in den Erinnerungstexten nur vereinzelt aufzufinden. Bei den von Frauen geschriebenen Erinnerungstexten sind sie am ehesten dort auffindbar, wo es zu einem Wechsel zwischen aktiver und passiver Ichsetzung kommt.

Mit dem Internet – hier mit dem Internet-Chat im besonderen – werden zwei große Themenkomplexe gekoppelt: *Technik und Sexualität*. Interessant ist zu beobachten, wie in bezug auf das Internet die Geschlechtercodierung erfolgt und das Weibliche offensichtlich mit Technik-scheu und das Männliche mit Sexfixierung konstruiert wird. Wenn auch diese Koppelung nicht mehr widerspruchsfrei funktioniert, verweisen diese beiden Themenkomplexe in ihrer Koppelung mit dem Internet auf zwei große Mythen der Geschlechterkonstruktion: Daß Frauen mit Technik Schwierigkeiten hätten und daß Männer im Internet nur pornographisches Vergnügen suchen würden. Die Diskrepanz in den Männer- und Frauentexten war inhaltlich, sprachlich und vom Aufbau her so groß, daß sie die These zu bestätigen scheinen, im Internet würden Geschlechterkonstruktionen stärker als in der Realität zum Tragen kommen. Mit der Einführung einer neuen Technik, wo theoretisch Genderpositionen noch nicht festgelegt sind, wo die Besetzung der Räume noch offen scheint, hätten wir ein weniger eindeutiges, weniger geschlechterdifferentes Handeln erwartet.

Resumée

Die Methode der Erinnerungsarbeit, angewandt auf neue Technologien zum Thema Interneteinstieg oder Internet-Chat, zeigt sehr anschaulich, in welcher Weise männliche und weibliche Technikdiskurse in der Anwendung reproduziert werden. Sie gibt einen Einblick in die Art und Weise, wie wir geschlechterhierarchisch besetzte Mythen konstruieren und ständig reproduzieren. Die Dekonstruktion von Szenarien im Kollektiv macht diese Mechanismen sichtbar und zeigt, was vor allem in den Gruppendiskussionen sehr deutlich geworden ist – daß es sich um gesellschaftliche Erfahrungen handelt,

die hier meist unbewußt reproduziert werden. Es geht um Erfahrungen, die sich in historischen und sozialen Prozessen als kollektive Erfahrungspatterns herausgebildet haben und immer wieder abgerufen und neu hergestellt werden.

Das Aufbrechen der dualen Konzeption erweist sich dabei bedeutend schwieriger, als es cyberfeministische Konzepte/Utopien vermuten lassen würden. Dennoch – und hier bietet sich eine Chance, die es zu nutzen gilt – lassen sich alternative Muster erproben sowie Grenzen verschieben, und es läßt sich auch ein Technikdiskurs, der das Weibliche mit Technikscheu und das Männliche mit Technikkompetenz koppelt, aufbrechen.

Die materiellen Bedingungen des Zugangs zum Internet werden durch Faktoren wie Zeit, Ökonomie, Fachwissen/Fachsprache und die Verfügungsmacht über die Technik beeinflusst. Bei genauerer Betrachtung haben sich zwei Aspekte als bedeutsam herausgestellt: Der kognitive Aspekt verweist nicht nur auf die materielle Grundlage, die in der Tat für Frauen grenzziehenden Charakter besitzt, er verweist auch darauf, daß sich Frauen in einer kritischen Distanz mehr mit gesellschaftlichen und sozialen Auswirkungen neuer Technologien beschäftigen und einem voreiligen Technik-Fetischismus kritisch gegenüberstehen. Der zweite Aspekt – jener der emotionalen Besetzung neuer Technologien, die sich vor allem in Unsicherheit und Selbstabwertung ausdrückt – ist häufig für jene Konstruktion eines weiblichen Technikdiskurses verantwortlich, der im Widerspruch zur Dimension des Kognitiven steht. Auf emotionaler Ebene tritt die Reproduktion von Technik als männlicher Machtbereich sehr deutlich zu Tage. Reaktiviert wird damit ein weiblicher Technikdiskurs, der an der traditionellen Bedeutungszuschreibung von männlicher Technikkompetenz und weiblicher Technikablehnung wenig ändert. Wenn wir den Widerspruch zwischen kognitiver und emotiona-

ler Ebene ins Zentrum der Betrachtung rücken, könnten wir hier von einem „einschließenden Ausschluß“ sprechen, einem Einbeziehen von Frauen auf der kognitiven Ebene steht der (Selbst)Ausschluß von Frauen auf der emotionalen Ebene gegenüber.

Daraus folgt, daß ein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse nicht primär darin liegen kann, wie sich Männer und Frauen geschlechterdifferently verhalten, sondern darin zu fragen, welche Faktoren dazu führen, daß Frauen/Mädchen einen weiblichen Technikdiskurs reproduzieren und in welchen sozialen Praxen diese Reproduktion, die ja nicht mehr widerspruchsfrei funktioniert, Momente der Veränderung beinhaltet. Das heißt zum einen die Benennung der „einschließenden Ausschlußmechanismen“, zum anderen ein kritisches Hinterfragen der Rahmenbedingungen für die Produktion von Gefühlen der Technikinkompetenz, die meist mit dem tatsächlichen Verhalten der sich inkompetent fühlenden Frauen/Mädchen keineswegs kongruent sind.

Damit sind auch die Eckpfeiler einer geschlechtersensitiven Ausbildung angesprochen. Als wichtigster Faktor scheint mir die Thematisierung dieses Widerspruchs zwischen emotionaler und kognitiver Ebene, sowie die negative Besetzung, der in den meisten Fällen die reale Basis abgeht. Die Vermittlung von Internetkenntnissen in Schulen wäre von unter diesem Aspekt qualifizierten Expertinnen in reinen Mädchengruppen durchzuführen. Dazu müßten die von der Europäischen Union geförderten Projekte im Rahmen von *NOW (New Opportunities for Women)* in weitaus größerem Rahmen nicht nur punktuell durchgeführt werden, sondern von staatlicher Seite ideell und finanziell übernommen und weiter ausgebaut werden, um genau jenen Widerspruch zwischen kognitiver bzw. handlungspraktischer und emotionaler Ebene in Internetschulungen für Frauen zum Thema zu machen.

Univ.-Ass. Dr. Johanna Dorer

Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Wien und Aachen; Mitarbeit im ORF; 1987-1993 Assistentin, seit 1994 Universitätsassistentin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte und Publikationen zu Frauen und Massenkommunikation, Öffentlichkeitsarbeit, autonome Medienkultur und nichtkommerzieller Rundfunk, Kommunikationspolitik.

Von der Zeitschrift *Dokumente der Frauen* zur Dokumentation von Frauenzeitschriften

Christa Bittermann-Wille und Helga Hofmann-Weinberger

Das Schreiben, die Herausgabe, das Lesen von Frauenzeitschriften bietet Frauen in früheren Zeiten wie auch heute die Möglichkeit, sich literarisch zu betätigen oder auch emanzipatorisch zu artikulieren, wenn auch auf unterschiedliche und individuelle Weise. Die Aufarbeitung historischer Frauenzeitschriften birgt in vielerlei Hinsicht die Chance, uns der Errungenschaften von Frauen aus der Geschichte bewußt zu werden, sie zu reflektieren und auch in unsere heutigen Lebensumstände einzubeziehen. Dazu bedarf es aber zunächst der mühevollen Arbeit der Sichtung, Erschließung und Bereitstellung dieser historischen Medien. In diesem Aufsatz¹ möchten wir aufgrund unserer Erfahrungen in der frauenspezifischen Bibliotheks- und Dokumentationsarbeit einen kleinen Beitrag zur Bewußtmachung der vielfältigen Aspekte dieser Publikationsorgane leisten, und dabei besonders auf die Entstehungsgeschichte, auf Definitionen und Typologien und schließlich auf die bibliothekarische und dokumentarische Erfassung eingehen.

Entstehungsgeschichte, Definitionen und Typologien

Die Begriffe „Frauenzeitschrift“, „Frauenzeitung“ werden bewußt erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts verwendet (Beispiel: *Grätzer Frauenzeitung*, 1796). Analog zum damals üblichen Sprachgebrauch werden frühe periodisch erscheinende Blätter „Almanache“, „Journale (für Frauenzimmer)“ etc. genannt. Auch ist die Klassifizierung eines Journals als „Frauenzeitschrift“ im 18. Jahrhundert nicht eindeutig. Eine ausdrückliche Wendung an ein weibliches Publikum bedeutet noch keineswegs, daß man interessierte Männer von der Lektüre ausgeschlossen wissen wollte. Zudem ist die Grenze zwischen den manchmal

noch unregelmäßig und in größeren zeitlichen Abständen erscheinenden Zeitschriften und den zum Ende des Jahrhunderts immer beliebteren Musen-Almanachen, Taschenbüchern und Kalendern nicht klar zu ziehen.² Die ersten Frauenzeitschriften, die sich bewußt an ein weibliches Publikum richten, wie Gottscheds *Vernünftige Tadelrinnen*, LaRoches *Pomona* oder Sonnenfels' *Theresie und Eleonore* versuchen mit einprägsamen, originellen Titeln an ihre Leserinnenschaft heranzutreten. Ganz allgemein haben Frauenzeitschriften – wie andere Medien auch – die Funktion einer Informationsvermittlerin, sie bieten ein Forum für den öffentlichen Erfahrungsaustausch von Frauen und sind auch mit unserem heutigen Verständnis durchaus schon als Kommunikationsmittel anzusehen.

Zur näheren Erläuterung soll hier im Speziellen auf frauenspezifische bzw. feministische Definitionen der Periodika der Frauen(rechts)bewegung eingegangen werden:

*Die Zeitschriften der Frauenbewegung stellen eine unschätzbare und bisher weitgehend unerschlossene Quelle zur Geschichte der Frauenbewegung und des Frauenlebens dar. Als literarische und journalistische Zeugnisse schreibender Frauen geben sie Auskunft über Politik und Philosophie der historischen Frauenbewegung, wie sie sonst nirgends in diesem Umfang und in dieser Differenziertheit zu finden sind.*³

*Zeitschriften der Frauenbewegung setzen ein gemeinsames Bewußtwerden von Frauen im Hinblick auf die Frauenfrage, das Frauenproblem voraus. Darum entstanden auch mit dem Aufbruch der Frauen in der Revolution 1848 die ersten Frauenbewegungs-Schriften, die gemäßigt ‚Pragmatismus und nicht Utopien‘ verbreiteten.*⁴

¹ Dieser Aufsatz stellt eine überarbeitete und gekürzte Fassung des Beitrags für das Projekt *Kolloquia – Forschungs- und Lehrmaterialien zur frauenrelevanten und feministischen Dokumentations- und Informationsarbeit in Österreich*, Projektleitung: Helga Klösch-Melliwa, gefördert vom Jubiläumfonds der Österreichischen Nationalbank, vom BM für Wissenschaft und Verkehr und vom BM für Arbeit, Gesundheit und Soziales, dar.

² s. Ulrike Weckel: *Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit: die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum*, Tübingen 1998, S. 25.

³ Ute Gerhard: *Die Entstehung der Frauenbewegungspresse*. In: *Deutsche Literatur von Frauen*, Bd. 2, München 1988, S. 268.

⁴ Gerhard, S. 269.

Uns interessiert nicht die Frauenpresse, wie sie von der Publizistikwissenschaft definiert wird als ausdrücklich für die Lektüre der Frauen bestimmte Periodika, bei der an Frauen in erster Linie in ihrer Funktion als Leserinnen und Konsumentinnen gedacht ist. (...) Wir verfolgen im engeren Sinne die Genese des Frauenjournalismus, an dem diese sich selbst als Autorinnen, Betroffene und Leserinnen beteiligen, hin zu Organen, die autonom von Frauen produziert werden und sich mit der Thematisierung ihrer Erfahrungen und Interessen an weibliche Leserinnen wenden: ‚vom gelehrten Frauenzimmer zum feministischen Journalismus‘ (...).⁵

Der Entwicklungsprozeß von der Frauenzeitschrift „zum Nutzen und Vergnügen“, vom „es ist ein schönes Gelese“, das der Unterhaltung und Frauenbildung dienen sollte, über die Organe der Alten Frauenbewegung bis zur feministischen Zeitschrift von heute ist ein äußerst interessanter. Eines der wichtigsten Artikulationsorgane der Ersten Frauenbewegung mit feministischem Charakter ist Louise Otto-Peters *Frauenzeitung* (1849-1852). Sie fungiert sowohl als Forum zur Diskussion demokratischer Strategien und Widerstandsmaßnahmen – nach der Enttäuschung über den Ausgang der Revolution 1848 – als auch als „Kampfbblatt“ für die Politisierung der Frau gegen die „Falsch-Emanzipierten“. Christine Otto spricht in ihrer Arbeit „Variationen des poetischen Tendenzromans: Das Erzählwerk von Louise Otto-Peters“ von einer „feministischen Opposition im Nachmärz“.⁶ In der inhaltlichen Brisanz, wie sie in Vereinsblättern, politischen Zeitschriften oder radikalen Frauenbewegungs-Schriften, z.B. *Dokumente der Frauen* oder *Zeitschrift für Stimmrechtsbewegung* zutage treten, zeigen – etwas verspätet – auch österreichische Frauenzeitschriften einen „feministischen“ Anstrich. Wir interessieren uns in unserer Aufarbeitung vor allem für jene Frauenzeitschriften, die Zeugnisse einer emanzipatorisch engagierten Frauenbewegung – gegen die patriarchalisch produzierten Frauenbilder – sind und klammern Familien- und Modezeitschriften aus. Aber die Frage „Wie feministisch ist die Alte Frauenbewegung?“ kann keinesfalls einfach

beantwortet werden, denn im deutschen Sprachgebrauch setzt sich „Feminismus“ erst mit der Neuen Frauenbewegung der 70er Jahre als ein in vielen Facetten, Differenzierungen und Theorien gebräuchlicher Begriff durch. Daher kann unserer Meinung nach auch von keinem klaren Übergang von der Frauenzeitschrift zur feministischen Zeitschrift gesprochen werden – statt dessen existierten und existieren noch heute in vielfältigster Weise sämtliche Spielarten von Frauenpresse.

Für das 19. Jahrhundert sind vier Frauenzeitschriftenarten typisch: die unterhaltenden, die ein Abklatsch der Moralischen Wochenblätter sind; die Modemagazine, die durch die Verbesserung der Druck- und Bildqualität Aufschwung erleben; die politisch engagierten Presseerzeugnisse, die feministische Forderungen aus der Frauenbewegung proklamieren; nicht zuletzt die leicht verdaulichen Familienblätter, die eine Mischung aus Belehrung und Unterhaltung bieten.⁷

Man könnte die verschiedenen Einteilungen auch inhaltlich – d. h. mit den in den Zeitschriften behandelten Themen – auffüllen und käme dann zu folgender Typologie:

- Feministische Frauenpresse: Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit, Ehekritik, Vorzüge weiblicher Bildung, Beruf als Berufung, Problematisierung männlicher Weiblichkeitsmythen
- Sozialistische Frauenpresse: Ideologie und Klasse, Entsexualisierung der Unterschichtenfrau, Priorität der Klassenfrage, Neue Weiblichkeit und freie Liebe
- Christlichsoziale Frauenpresse: Glaube, Liebe, Heimat, Eheprobleme in einer säkularisierten Gesellschaft, Gefahren der Berufstätigkeit, Gesellschaftsutopien unter christlichen Vorzeichen, ideale Weiblichkeitsbilder
- Kommerzielle Frauenpresse: Weibliche Natur, künstliche Weiblichkeit, Weiblichkeit und Politik, ideale weibliche Strategien, Aristokratin und Bürgerin

Es kann von keinem klaren Übergang von der Frauenzeitschrift zur feministischen Zeitschrift gesprochen werden

⁵ Ruth-Esther Geiger (Hg.): „Sind das noch Damen?“ Vom gelehrten Frauenzimmer-Journal zum feministischen Journalismus, München 1981, S. 33ff.

⁶ Christine Otto: *Variationen des poetischen Tendenzromans: Das Erzählwerk von Louise Otto-Peters*,

Pfaffenweiler 1995, S. 218.

⁷ s. Hedwig Derka: *Österreichische Frauenzeitschriften: Eine kommunikationswissenschaftliche Analyse der Forschungslage mit einer empirischen Erhebung des Bestandes*. Dipl. Arb. Wien 1991, S. 33.

Von besonderem Interesse ist natürlich auch die Verbreitung von Frauenzeitschriften im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Generell kann gesagt werden, daß zur LeserInnenschaft (ein geringer privilegierter Teil der Gesamtgesellschaft) vornehmlich Frauen aus dem wohlhabenden Bürgertum zählen. Die Auflagenstärke der einzelnen Nummern der Zeitschriften beläuft sich durchschnittlich auf zwischen 100 und 500 Exemplaren. Doch wird vermutet, daß die tatsächliche LeserInnenschaft durch interne Weitergabe drei bis viermal so groß gewesen sein dürfte. Die Anzahl der deutschsprachigen Frauenblätter im 18. Jahrhundert wird von Hugo Lachmanski in seiner 1900 erschienenen Dissertation „Die deutschen Frauenzeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts“ mit 37 angegeben. Im „Illustrierten Konversations-Lexikon der Frau“ werden für das Jahr 1900 ca. 70 Frauenzeitschriften in Deutschland angeführt, nur 4 davon beschäftigen sich – laut Lexikoneintrag – mit Tagesfragen der Frauenbewegung. Für Österreich-Ungarn werden 11 angeführt und ebenfalls 4 „Frauenbewegungs-Zeitschriften“ (wobei das *Frauenleben* und – sicher nicht ganz zufällig – die *Arbeiterinnen-Zeitung* unter den Tisch fallen!), für die Schweiz 6, es handelt sich dabei jedoch nur um „Hausfrauenzeitungen“. Bei Joachim Kirchners „Die Zeitschriften des deutschen Sprachgebietes von den Anfängen bis 1900“ werden bis 1900 131 deutschsprachige Frauenzeitschriften nachgewiesen. Pränumeration oder Subskription, also die verbindliche Vorausbestellung, ist eine verbreitete Vertriebsmethode von historischen Frauenzeitschriften. Deutsche Frauenzeitschriften wie die *Pomona* werden 1783/84 von 31 Wienerinnen (Subskribentinnen) gelesen; *Amaliens Erholungsstunden* (1790/92) von 73; *Die Einsiedlerinnen aus den Alpen* (1793/94) von 30.⁸ Eine beliebte Verkaufsstelle von Frauenzeitschriften ist die damalige „Wiener Zeitungszentrale“, wo sowohl „streitbare Frauenzeitschriften“ wie auch unterhaltende Modezeitschriften angeboten werden. Dieser Zeitschriften-Einzelhandel ermöglicht den Frauen „anonymes Lesen“, sie sind auf diese Weise – im Gegensatz zum Abonnement – nicht der Kontrolle des Ehemannes oder der Familie ausgesetzt.

Die ersten Impulse für eine Presse, die sich dem neuen Thema „Frau“ zuwendet, kommen wohl

vom Zeitschriftentyp der „Moralischen Wochenschrift“, der im England des 18. Jahrhunderts entsteht (*Tatler, Spectator* etc.). Dieser neue Typ setzt sich für die Bildung und die politischen Interessen eines neuen Mittelstandes ein – mit Hauptaugenmerk auf Frauen. Mit ihren Beiträgen dienen sie der sittlichen Belehrung, Erziehung, literarisch-ästhetischen Geschmacksverbesserung der Frauen, die durch eine bessere Lesefähigkeit ihre Männer bei der geistigen Arbeit unterstützen sollten. Dieser neue Typ kommt über Hamburg (*Der Vernünffler*) nach Deutschland und findet hier zügige Verbreitung – innerhalb kurzer Zeit zählt man in Deutschland bereits über 500 Moralische Wochenschriften. Ist der thematische Schwerpunkt in England eher politischer Natur, so verlagert er sich in Deutschland auf Themen eines idealen bürgerlichen Familienlebens und die Literatur. Als die älteste von einer Frau herausgegebene Frauenzeitschrift gilt *The Female Tatler*, von der englischen Schriftstellerin Mary Delariviere Manley (1663-1724), die von Juli 1709 bis März 1710 in London erscheint.

Als die älteste deutsche Frauenzeitschrift gilt der von Georg Phillip Harsdorffer herausgebrachte Titel *Frauenzimmersgesprächsspiele*, die von 1644 bis 1649 in Nürnberg erscheinen. Im Albumformat, sorgsam gedruckt und mit Bildern geschmückt, werden hier mit „erfundener Mitarbeiterschaft“ viele Themen und Motive der späteren moralischen Wochenschriften vorweggenommen. Viele deutsche Moralische Wochenschriften, wie die *Discoursen der Mahler* oder *Der Biedermann* behandeln Frauenthemen (meist aus männlicher Sicht) unter anderen mit. Johann Christoph Gottsched mit seiner ersten Frauenzeitung (*Die Vernünfftigen Tädlerinnen*) richtet sich dagegen ausschließlich an die Frauen. Aber auch Frauen selber, wie Ernestine Hofmann (*Für Hamburgs Töchter*, 1779) und Sophie de LaRoche (*Pomona für Teutschlands Töchter*, 1783) geben Frauenzeitschriften heraus. LaRoche schreibt in der „Veranlassung“ (heute: Editorial): „Das Magazin für Frauenzimmer und das Jahrbuch der Denkwürdigkeiten für das schöne Geschlecht zeigen meinen Leserinnen, was teutsche Männer uns nützlich und gefällig achten. Pomona für Teutschlands Töchter – wird Ihnen sagen, was ich als Frau dafür halte!“⁹

⁸ vgl. Weckel, S. 619ff.

⁹ Carmen Sitter: *Die Frau als Journalistin bis 1945*. In: *Die*

eine Hälfte vergift man(n) leicht: Zur Situation von Journalistinnen in Deutschland, Pfaffenweiler 1988, S. 37.

Es soll jedoch in diesem Zusammenhang betont werden, daß im 18. Jahrhundert keine Herausgeberin eine eindeutig positive und offensive Haltung in Fragen der Frauenbildung einnimmt, keine bricht entschieden mit den herrschenden Vorurteilen und den Beschränkungen des bürgerlichen Weiblichkeitsideals. Eine Ausnahme bildet Marianne Ehrmann mit *Amaliens Erholungsstunden* (1790-1792), die – wenigstens in den Anfangsjahren – Partei ergreift, mündige Mitarbeit erhofft und vor Provokationen nicht zurückscheut. Generell kann behauptet werden, daß es ein Hauptanliegen der aufklärerischen Presse ist, die Frauen aus ihrer geistigen Lethargie zu wecken, vor allem ihr Bildungsinteresse anzusprechen – im Hinblick auf eine in der Zukunft anzustrebende rechtliche und soziale Gleichstellung von Mann und Frau. Unter Gottscheds Einfluß sind es in Österreich Männer, wie z.B. Joseph Sonnenfels, der mit *Theresie und Eleonore* (1766) das weibliche Pendant zu seiner Zeitschrift *Mann ohne Vorurteil* (1765) schafft und Johann Rautenstrauch mit *Die Meinungen der Babette* (1774), die die ersten Frauenzeitschriften herausgeben. Nach außen hin soll durch eine fiktive Herausgeberinnen- und Verfasserinnenschaft der Anschein erweckt werden, daß Frauen allein diese Zeitschrift schreiben und herausgeben, tatsächlich wirkten Frauen bei der Mitarbeit eher im Hintergrund, etwa als Redakteurinnen. Davon verspricht man sich eine intensivere Beziehung zu einem weiblichen Publikum, heikle Themen können angesprochen werden, Frauen leichter ermuntert werden, Beiträge in Briefform zu schicken. Ganz einfach – die Zeitschrift soll durch geheimnisvolle Urheberschaft Interesse wecken. Gleichzeitig haben die männlichen Herausgeber (= Geldgeber) natürlich auch die absolute Kontrolle. In der Folge kommt es zu einer starken Ausweitung der Zahl der Frauenzeitschriften, aber auch zu einer Verflachung des literarischen Anspruchs und einer als naiv zu bezeichnenden politischen Positionierung. Neben Wien ist Graz die einzige Stadt, in der Drucker den Mut finden, eine Frauenzeitschrift herauszugeben: *Gratzer Frauenjournal: Österreichs und Hungariens Töchtern gewidmet* (1795). Eine der ersten Wiener Zeitschriften, die offiziell von einer Frau herausgegeben wird, ist die *Allgemeine Wiener Musikzeitung* (1841-1848). Die Herausgeberin Ag. Schmidt, die dafür selbst Beiträge verfaßt, ist auch die damalige Initiatorin der philharmonischen Konzerte.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, das auch gerne als das „Jahrhundert der Frau“ bezeichnet wird, ist das „lesende Frauenzimmer“ keine Seltenheit mehr. Doch bleibt die soziale Schicht, in der die erbaulichen Wochenschriften und Frauenzeitschriften gelesen werden können, auf das städtische Bürgertum und den ländlichen Adel beschränkt. Wiener Frauenzeitschriften werden sowohl von Einzelpersonen als auch von Personengruppen erworben und gelesen: Es gibt eine „gesellschaftliche Form des Lesens“ in Lesegemeinschaften, Lesegesellschaften und Lesekabinetten. Letztere tauchen in Wien erstmals 1776 auf: Sie sind an Buchhandlungen, wie z.B. das legendäre Trattner (Wiener Lectur-Kabinet) oder Kunsthandlungen, wie z. B. Bianchi, angeschlossen. Unter den verschärften Zensurmaßnahmen Josefs II. werden diese Lesekabinette verboten. Die teilweise kühnen emanzipatorischen Gedanken der Aufklärungspresse weichen im Zeitalter der Romantik und des Vormärz einem Rückzug ins Ideelle, in die Innerlichkeit. Den Frauen wird wieder eine eher passive gesellschaftliche Rolle zugewiesen, Erbauungs- und Unterhaltungsliteratur steht im Vordergrund. Erst mit der Revolution von 1848 rücken Frauenthemen neuerlich ins Zentrum der Aufmerksamkeit – es kann von der allmählichen Formierung einer Frauenbewegung gesprochen werden. Als frühe Vertreterin einer „feministischen“ Presse in Deutschland kann die bereits angesprochene Louise Otto mit ihrer *Frauenzeitung* (1849) gelten, die so viel politische Sprengkraft besitzt, daß sie nach vier Jahrgängen verboten wird. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts breiten sich zwei neue Publikationstypen auf dem Markt aus, die sich – abseits emanzipatorischer Bestrebungen – ebenfalls an Frauen richten: die Familienzeitschrift und die Modezeitschrift (die – wie bereits gesagt – hier nicht berücksichtigt werden). Letztere findet gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine besonders weite Verbreitung: so hat die *Wiener Mode* 1888 eine Auflage von 180.000 Heften zu verzeichnen, während etwa die *Arbeiterinnen-Zeitung* um 1900 nur 5.500 Exemplare auflegt. Die Fluktuation ist bei all diesen Zeitschriften aber sehr stark – sie bestehen oft nur kurze Zeit und verschwinden dann wieder.

Historische Frauenzeitschriften in Österreich – Ideologien, Kontinuitäten und Brüche

Die in der Französischen Revolution formulierte Forderung der „droits de l'homme“ wird von der

französischen Revolutionärin Olympe de Gouges in ihrem geschlechtsspezifischen Charakter (nämlich als „Männerrechte“) erkannt. 1791 stellt sie ihnen mit ihrer „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“ ein Dokument entgegen, das den bis dahin für natürlich angesehenen Ausschluss der Frauen aus dem politischen Leben aufdeckt. Der Begriff der „Frauenrechte“ wird im 19. Jahrhundert zum Leitmotiv der sogenannten „historischen“ Frauenbewegung. Liberal denkende bürgerliche Frauen (unter ihnen auch viele Männer) treten als erste für staatsbürgerliche Rechte der Frauen auf – noch lange bevor sich christliche oder sozialistische Kreise dieser Idee annehmen. Die TrägerInnen dieser Bewegung entstammen dem gehobenen Mittelstand bzw. der Oberschicht, sie verfügen also über einen entsprechenden Bildungshintergrund, der sie die Wichtigkeit einer freien geistigen

Entwicklung erkennen läßt. Vor allem Bildung (auch berufliche Bildung) für Mädchen und Frauen und eine damit verbundene ökonomische Selbständigkeit erscheint ihnen besonders erstrebenswert. Die Publikationsform der Zeitschrift war seit dem Beginn dieser Bestrebungen ein beliebtes Mittel, um diese Ideen „unter die Frauen“ zu bringen. Als Organe der liberalen Frauenbewegung und ihrer Vereine fungieren die *Dokumente der Frauen*, *Neues Frauenleben* und *Der Bund*, wobei sich anhand dieser Zeitschriften auch die schwierige ideologische Abgrenzung und Verortung innerhalb der Frauenbewegung anschaulich zeigt.

Die *Dokumente der Frauen* gelten als die Paradezeitschrift bürgerlich-liberalen Emanzipationsdenkens. Sie gehen aus dem *Allgemeinen Österreichischen Frauenverein* (AÖFV, 1893 gegründet) hervor und werden von Auguste Fickert, Marie Lang und Rosa Mayreder herausgegeben. Harriet Anderson schreibt in ihrem Buch „Vision und Leidenschaft – die Frauenbewegung im Fin de Siècle Wiens“, daß die Herausgeberinnen die Zeitschrift „als ein Mittel (sahen), Frauen realitätsbewußt zu machen, sie von einengenden Phantasievorstellungen zu befreien und ihnen zu helfen, autonom zu wer-

Liberal denkende bürgerliche Frauen treten als erste für staatsbürgerliche Rechte der Frauen auf

den.“¹⁰ Allerdings treten Fickert und Mayreder wegen inhaltlicher und organisatorischer Differenzen schon früh von der Herausgeberinnenfunktion zurück und Marie Lang führt das Blatt bis Ende September 1902 alleine weiter; das Unternehmen scheidet schließlich an mangelndem Organisationstalent, fehlender journalistischer Erfahrung und finanzieller Verschuldung. Nicht zuletzt erwächst dem Blatt Konkurrenz durch das *Neue Frauenleben*, das nun vom AÖFV finanziell unterstützt wird. (Fortgeführt werden die „Dokumente“ ab 1903 bis 1922 in Leipzig und Berlin unter dem Titel: *Frauen-Rundschau*, später als *Illustrierte Frauen-Rundschau*).

Ab 1902 wird die bereits bestehende Zeitschrift *Frauenleben* (herausgegeben von Helene Littmann) von Auguste Fickert (Vereinspräsidentin des AÖFV) als Herausgeberin übernommen, in *Neues Frauenleben* umbenannt und damit neues Sprachrohr des AÖFV. 1903 gibt es Bemühungen, die Zeitschrift auch zum Organ des neu gegründeten *Bundes Österreichischer Frauenvereine* zu wählen, was aber wegen ideologischer Differenzen zwischen fortschrittlichem *Frauenverein* und konservativerem *Bund* nicht zustande kommt. Ab 1904 erscheint die Beilage *Die Staatsbeamtin* als selbständiges Organ der Beamtinnensektion des AÖFV. 1906 wird im „Bund“ eine neue Organisation beschlossen, und zwar die der Post- und Telegraphenmanipulantinnen, die als Konkurrenz zur Beamtinnen-Sektion auftritt, worauf der AÖFV aus dem *Bund Österreichischer Frauenvereine* austritt. *Der Bund: Zentralblatt des Bundes österreichischer Frauenvereine* wird 1905 ins Leben gerufen und berichtet vor allem über Ereignisse der österreichischen Frauenbewegung und aus dem *International Council of Women/ICW*. Für die Schriftleitung sind verantwortlich: Henriette Herzfelder, Daisy Minor und Maria L. Klausberger. Die Anliegen des „Bundes“ werden von 1928 bis 1938 von der Zeitschrift *Die Österreicherin* fortgeführt.

Unter den Periodika, die vor allem für die beruflichen Interessen von Frauen eintreten, sind wohl die Lehrerinnen-Zeitschriften die frühesten und damit wegweisend. Zu erwähnen sind das 1869 erstmals erscheinende Blatt *Allge-*

¹⁰ Harriet Anderson: *Vision und Leidenschaft – die Frauenbewegung im Fin de Siècle Wiens*, Wien 1994, S. 71

meine Zeitschrift für Lehrerinnen: zugleich ein Organ für die gesamten Interessen der Mädchenschule und des Kindergartens, das von F. M. Wendt gemeinsam mit Helene Lintemer herausgegeben wird. Seine Fortsetzung erfährt es durch *Die Mädchenschule: ein Organ für die gesamten Interessen des Mädchen-Schulwesens*, das 1876 bis 1883 erscheint. Die *Österreichische Lehrerinnen-Zeitung*, zugleich Organ des *Vereines der Lehrerinnen und Erzieherinnen in Österreich* erscheint 1893 bis 1901 und widmet sich dem Kampf um die Gleichberechtigung mit den männlichen Kollegen und um Reformen auf dem Gebiet des Schulwesens, besonders der Mädchenbildung. 1889 wird die Zeitschrift *Der Lehrerinnen-Wart* gegründet und existiert mit mehreren Titeländerungen (*Neuzeit, Frauenleben*) bis 1901. 1902 wird diese Zeitschrift – wie oben bereits erwähnt – unter dem Titel *Neues Frauenleben* als Organ des AÖFV von Auguste Fickert weitergeführt. Es ist dies ein anschauliches Beispiel für die oft verschlungenen Publikationspfade historischer Frauenzeitschriften.

Die sogenannte proletarische Frauenbewegung wiederum entsteht weniger aus intellektuellem Interesse an Frauenfragen, sondern vielmehr durch die Erfahrung der sozialen Not in der ArbeiterInnenschaft. Zunächst kämpfen die Arbeiterfrauen Schulter an Schulter mit ihren Männern, beginnen sich aber dann zunehmend ihrer spezifischen Lage zu besinnen und formulieren die Forderung nach Frauenbildung in den eigenen Reihen. Viktoria Kofler publiziert im sozialdemokratischen Wochenblatt *Gleichheit* einen Aufruf, in dem sie ihre Ideen von der Notwendigkeit einer eigenständigen sozialdemokratischen Frauenpresse darlegt. *Die Arbeiterinnen-Zeitung: Sozialdemokratisches Organ für Frauen und Mädchen* (zunächst als Beiblatt der *Arbeiter-Zeitung* geführt) wird 1892 eine selbständige Publikation und am Beginn von Rudolf Pokorny und Viktor Adler, ab 1893 von Viktoria Kofler und bald darauf von Maria Krasa herausgegeben; für die Redaktion verantwortlich ist Adelheid Popp-Dworak. Viktor Adler erkennt den Wert eines speziell auf Frauen zugeschnittenen politischen Publikationsorgans, muß aber dennoch in den ersten Jahren des Erscheinens regelmäßige Kritik aus den Reihen der Parteigenossen hinnehmen. Die *Arbeiterinnen-Zeitung* richtet sich sowohl an selbständige Arbeiterinnen als auch an proletarische Hausfrauen, um auch die erwerbslose Arbeiterfrau zu erreichen. Als Sprachrohr der Arbeiterinnenbewegung ist sie der Regierung ein

Dorn im Auge und hat besonders in den Anfangsjahren bis 1900 stark unter Konfiskationen zu leiden; Artikel müssen oft anonym oder mit Namenskürzeln versehen erscheinen, um die AutorInnen vor Verfolgung zu schützen. Dennoch wächst die Auflage ständig und erreicht bis zum Ende des Ersten Weltkrieges über 100.000 Exemplare, was teilweise auf die obligatorische Abnahme für organisierte Arbeiterinnen zurückzuführen ist.

Die Gründung der sogenannten katholischen Frauenbewegung fällt in Wien auf das Jahr 1907 – es folgen nach und nach die übrigen Diözesen. In den Jahren bis zum Ende des Ersten Weltkrieges ist die christlich geprägte Frauenpresse durch Beiträge gekennzeichnet, die vor allem einen karitativen und belehrenden Charakter aufweisen. Die Wirkungsfelder der Frau sollen auf Haus und Familie beschränkt bleiben und Musterbeispiele christlicher Lebensführung sein. Diese konservative Linie wird erst nach dem Zusammenbruch der Monarchie aufgeweicht, als auch die christlichsozialen Parteien das Potential der weiblichen Wählerschaft erkennen und für das Frauenstimmrecht eintreten – noch 1917 vermahnt man sich gegen eine Unterstützung dieses Kampfes. Als besonders typisches Beispiel für die katholische Frauenpresse ist die *Österreichische Frauenwelt: Monatsschrift für die gebildete Frau* zu nennen, die von der *Katholischen Reichs-Frauenorganisation Österreichs* (deren Präsidentin Fürstin Melanie Metternich war) herausgegeben wird und zwischen 1911 und 1919 in Brixen erscheint. Monsignore Waitz, in Brixen ansässig, erfüllt formal die Schriftleitung, die jedoch in Wirklichkeit in den Händen Hanny Brentanos und – in deren Nachfolge – Assunta Nagels liegt, die in Wien wohnen. Zuvor gibt es bereits eine *Österreichische Frauenzeitung: Zeitschrift für die christliche Frauenwelt*, die in Wien 1898 bis 1906 erscheint, von Franz Klier, dem Sekretär des *Christlichen Wiener Frauen-Bundes*, herausgegeben wird und sich weitgehend antisemitisch gebiert.

Das Ende des Ersten Weltkrieges stellt mit seinen einschneidenden sozialen Umwälzungen auch eine Zäsur in der Landschaft der österreichischen Frauenperiodika dar. Die meisten Zeitschriften stellen ihr Erscheinen ein, wenige werden fortgesetzt, wie zum Beispiel die *Arbeiterinnen-Zeitung*, die durch den Aufschwung der Sozialdemokratie in der Zwischenkriegszeit weiteren Zulauf bekommt. Die Jahre bis 1934 sind geprägt von

einer ständigen Konfrontation der zwei großen Parteien, die das Land in einander unerbittlich gegenüberstehende ideologische Hälften teilt: der Christlich-Sozialen und der Sozialistischen Partei. Diese weltanschaulichen Grabenkämpfe finden ihren Niederschlag natürlich auch in der Frauenpresse.

Die *Arbeiterinnen-Zeitung* wird 1924 unter dem Titel *Die Frau: Sozialdemokratische Monatschrift für Politik, Wirtschaft, Frauenfragen und Literatur* (herausgegeben von Adelheid Popp) fortgeführt und besteht bis zu den Februar-Ereignissen des Jahres 1934. 1923 wird ein langgehegter Wunsch vieler Genossinnen nach einem leicht verständlichen Blatt für politisch weniger bewußte Frauen erfüllt: *Die Unzufriedene* (herausgegeben von Eugenie Brandl und später Paula Hons) – zunächst nur für die Zeit der Wahlbewegung konzipiert – hatte so großen Erfolg, daß der Parteivorstand das weitere Erscheinen beschloß. Diese neue „unabhängige Wochenschrift für alle Frauen“, wie sie im Untertitel hieß, erscheint ebenfalls bis zur Mitte des Jahres 1934 und wird dann unter weitgehender inhaltlicher Verflachung und Anpassung an die Ideologie des austrofaschistischen Ständestaats unter dem neuen Titel *Das kleine Frauenblatt* weitergeführt. (Auch die Annexion Österreichs an das Dritte Reich überdauert diese Zeitschrift – mit abermaliger ideologischer Anpassung – und erscheint noch bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges!). Bis zu den Februar-Ereignissen des Jahres 1934 treten die der Arbeiterbewegung nahestehenden Frauenzeitungen für die Interessen der politisch-bewußten erwerbstätigen Frauen ein, versuchen aber auch, „unpolitische“ Frauen aus dem Kleinbürgertum und Hausfrauen anzusprechen: zu diesem Zweck wird der Typ der „neuen Frau“ propagiert, die als Synthese aus perfekter Lohnarbeiterin, Ehefrau und Mutter idealisiert wird. Eine neue, gesündere Lebensweise und Körperkultur soll das Selbstbewußtsein dieser Frauen gegenüber der Bourgeoisie stärken.

Die der katholischen Frauenbewegung der Zwischenkriegszeit nahestehenden Zeitschriften sind in engem Zusammenhang mit den zum Großteil noch in der Monarchie gegründeten Frauenvereinen zu sehen: die *Katholische Reichsfrauenorganisation* und der *Christliche Frauenbund Österreichs* in Wien, die *Katholischen Frauenorganisationen* in den einzelnen Bundesländern. Eine Besonderheit und ein Vorteil gegenüber der sozialistischen Frauenpresse (die trotz ihrer Bemühungen, das

ländliche Proletariat anzusprechen, hauptsächlich im Wiener Raum und in den ostösterreichischen Industrie-Zonen Verbreitung findet) ist die – begünstigt durch die Infrastruktur der Katholischen Kirche in Österreich – weite Verbreitung bis tief in den ländlichen Raum hinein. In fast allen Bundesländern erscheinen katholische Vereinszeitschriften (z. B. die *Christliche Frauenzeitung* in Wien, der *Frauen-Bote* in Graz, *Frau und Heim* in Salzburg, die *Illustrierte Frauenzeitung* in Klagenfurt, das *Elisabeth-Blatt* in Linz). Obwohl ihnen das (1919 eingeführte) Frauenwahlrecht nie wirklich ein Anliegen war, gibt es in den katholischen Frauenzeitschriften der Ersten Republik sehr wohl Wahlaufrufe. Die Frauen werden angehalten, die christlichsoziale Partei zu wählen, da sie als Wahrerin der konservativ-christlichen Grundsätze und des Weltbildes der katholischen Frauen gilt und gegen die „rote Gefahr“ der sozialistischen Familien-, Kultur- und Bildungspolitik auftritt. Inhaltlich beschränken sich die Zeitschriften nach wie vor auf Themenbereiche, die traditionell der „weiblichen Sphäre“ zuzurechnen sind: Familie, Jugend, Fürsorge, Heimarbeiterinnen usw. Die Hoffnungen der katholischen Frauen auf Berücksichtigung ihrer ohnehin meist bescheidenen Forderungen werden von den christlich-sozialen Politikern allerdings nur allzu oft enttäuscht.

Die bibliothekarische und dokumentarische Erfassung von historischen Frauenzeitschriften

Daß die Inhalte früher Frauenzeitschriften als Forschungsgegenstand zunehmend an Bedeutung gewinnen, zeigt sich nicht zuletzt an der Vielzahl von Publikationen zu diesem Themenbereich. Und das Interesse für sie ist nicht nur ein rein „historisches“, sie können darüber hinaus eine wichtige Inspirationsquelle für frauenpolitisches Handeln in der Gegenwart darstellen. Es ist inzwischen kein Geheimnis mehr, daß Frauenwissen durch die jahrhundertlang patriarchalisch geprägte Historiographie so gut wie keine wissenschaftliche Kontinuität entwickeln konnte. Es mußte also von nachfolgenden Frauengenerationen immer wieder „neu erfunden“ werden. Gerade in Österreich und Deutschland, wo die für Frauen vielversprechenden sozialemanzipatorischen Aufbruchsbewegungen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts durch den Nationalsozialismus eine besonders einschneidende Unter-

brechung erfahren, ist es wichtig, den beinahe verlorengegangenen Faden der Frauenbewegungs-Tradition wieder aufzunehmen. Bei eingehenderem Studium der historischen Zeitschriften stößt man auf – auch für heutige Zeiten – bemerkenswert fortschrittliche, ja „visionäre“ Ansätze.¹¹ Es handelt sich in der Tat um einen wahren „Schatz“, der in österreichischen Bibliotheken und Archiven ruht und nur darauf wartet, gehoben, beforscht und auch politisch produktiv gemacht zu werden.

Wie aber kommen FrauenforscherInnen an diesen Schatz heran? Wir möchten im Anschluß versuchen, einen kurzen Überblick über die Bibliographien, Bestandsnachweise und Dokumentationsinitiativen zu geben, wobei wir uns im wesentlichen auf die Situation in Österreich beschränken wollen.

Gleich vorweg eine Enttäuschung: Es gibt leider keine einzige verlässliche Quelle für den Gesamtnachweis der österreichischen Periodika (also auch der historischen Frauenzeitschriften). Die Recherche muß sich zwangsläufig über alle von uns im folgenden genannten Nachweisquellen erstrecken (Bibliographien und Kataloge). Selbst der Katalog der Österreichischen Nationalbibliothek ist kein Garant für den erschöpfenden Periodika-Nachweis, da die Ablieferung von sogenannten „Pflichtexemplaren“ um so lückenhafter vonstatten ging, je weiter historisch zurückgegangen wird. Es ist außerdem zu vermuten, daß die Ablieferungsdisziplin von Publikationen der (vom herrschenden System sicherlich mißtrauisch beäugten) Frauenbewegung vom Bibliothekspersonal der Hofbibliothek nicht besonders konsequent verfolgt wurde. Die Bestände sind also auf verschiedene österreichische Bibliotheken verstreut und dort (falls die genauen Titel unbekannt sind) überdies meist schwer auffindbar. Frauenspezifisches Material, somit auch Zeitschriften, galt häufig als „wissenschaftlich wertlos“ und wurde daher nicht in den Magazinen aufgestellt und in den Katalogen verzeichnet!

Wir möchten im Anschluß auf einige Beispiele für die verschiedenen Arten des Nachweises, der Aufbereitung und inhaltlichen Erschließung historischer Frauenzeitschriften eingehen.

Allgemeine Nachschlagewerke

(hier ist ein Herausfiltern der Frauenzeitschriften aufgrund mangelhafter Indexierung besonders mühsam)

- Dietzel, Thomas: Deutsche literarische Zeitschriften, 1880 – 1945. 1988
- Kirchner, Joachim: Die Zeitschriften des deutschen Sprachgebietes von den Anfängen bis 1900. 1969 – 1989
- Grassauer, Ferdinand: Generalkatalog der laufenden periodischen Druckschriften an den österreichischen Universitäts- und Studienbibliotheken. 1898
- Winckler, Johann: Die periodische Presse Oesterreichs: Eine historisch-statistische Studie. 1875
- Wagner, Karl: Die Wiener Zeitungen und Zeitschriften der Jahre 1808 und 1809. 1914
- Helfert, Frh. von: Die Wiener Journalistik im Jahre 1848. 1877

Frauenspezifische Nachschlagewerke

(im deutschsprachigen Raum ist hier besonderer Aufarbeitungsbedarf gegeben)

- Die Frauenfrage in Deutschland: Strömungen und Gegenströmungen, 1790 – 1930. 1934
- Ising, Francis: Entwicklung und Wandlung des Typs der Frauenzeitschrift. 1943
- Krull, Edith: Das Wirken der Frau im frühen deutschen Zeitschriftenwesen. 1939
- Kinsky, Nicole: Bibliographie der kommerziellen Frauenzeitschriften am österreichischen Markt mit Ausnahme der Modezeitschriften. 1994

(über das Internet zugängliche) **Datenbanken**

- Kataloge über historische Bestände an der ÖNB („KatZoom“-Kataloge für die Zeiträume 1500-1929 und 1930-1991) (<http://www.onb.ac.at>). (Einen speziellen Auszug aus diesen Katalogen bildet das sogenannte „Bestandsverzeichnis historischer Frauenzeitschriften an der ÖNB bis 1938“ – zu konsultieren über die Homepage von ARIADNE: <http://www.onb.ac.at/ben/ariadfr.htm>)
- Kataloge über historische Bestände der österreichischen Universitätsbibliotheken (z.B. Katalog der Universität Wien) (http://ub.univie.ac.at/ol_kat.htm)
- Kataloge über die Bestände der Landesbiblio-

¹¹ vgl. dazu die umfassende Analyse von Anderson.

theken (<http://www.landesbibliotheken.at> und <http://www.edvg.co.at/cgi-bin/ic/icgw.cgi>)

- Aleph-Verbundkatalog / Teilkatalog Zeitschriften (darin aufgegangen ist die Österreichische Zeitungs- und Zeitschriften-datenbank – ÖZZDB) (<http://bvzr.bibvb.ac.at:4505/ALEPH/-/start/acczs>)
- (Deutsche) Zeitschriftendatenbank (ZDB) (vorläufig noch auf dem Server des inzwischen aufgelösten Deutschen Bibliotheksinstituts: <http://www.dbi-berlin.de>)

Mikroverfilmungen

Da die Bestände historischer Zeitschriften durch Verwendung säurehaltigen Papiers in extremer Weise gefährdet sind, wurde in den letzten Jahrzehnten an der Nationalbibliothek damit begonnen, auch besonders erhaltenswerte Frauenzeitschriften aus konservatorischen Gründen zu verfilmen (z.B. *Arbeiterinnen-Zeitung*). Ein weiteres erwähnenswertes Projekt ist die Mikroverfilmung *Historischer Quellen zur Frauenbewegung und Geschlechterproblematik* des Harald-Fischer-Verlags, Erlangen. Hier kam es in den letzten Jahren auch zur Kooperation mit der Österreichischen Nationalbibliothek. Zahlreiche österreichische historische Frauenzeitschriften wie z. B. *Der Bund, Dokumente der Frauen, Die Emancipation, Die Österreicherin: Zeitschrift für Frauenstimmrecht* werden bei diesem Projekt berücksichtigt und kommen so einer breiteren Forschungsfähigkeit zugute. Weiters wäre noch die Mikrofilm-Edition *European Women's Periodicals* zu erwähnen, die seltene und wichtige Zeitschriftentitel aus dem Bestand des „International Archive of the Women's Movement“ (IIAV) und dem „International Institute of Social History“ (IISG) in Amsterdam beinhaltet. Auch folgende österreichische Titel sind vollständig oder in Teilbeständen enthalten: *Die Arbeiterin, Arbeiterinnen-Zeitung, Der Bund, Dokumente der Frauen, Die Frau, Frauenleben, Frauenwelt, Neues Frauenleben, Die Österreicherin, Die Österreichische Frau, Die Unzufriedene, Die Wählerin, Wiener hauswirtschaftliche Rundschau und Zeitschrift für Frauen-Stimmrecht*. Diese Mikrofilm-Edition wurde von der ÖNB angekauft und ist unter der Signatur „3188-MF-Neu.Mik“ aufgestellt.

Inhaltliche Erschließung

Die größten Defizite liegen bei der besonders arbeitsintensiven inhaltlichen Erschließung der

österreichischen historischen Frauenzeitschriften. Im Rahmen von ARIADNE haben wir uns seit zwei Jahren dieser Aufgabe in besonderer Weise angenommen, wobei wir uns auf einen historischen Zeitraum von 1848 bis 1938 beschränken. Nach der Sichtung der für die österreichische Frauenbewegung besonders wichtigen einzelnen Frauenzeitschriften werden deren Titel präzise aufgenommen, Titeländerungen und Publikationsverläufe nachgewiesen und die Inhalte (die einzelnen Beiträge) in Form von alphabetisch gereihten Listen erfaßt. Die Publikation erfolgt über das WWW (ARIADNE-Homepage: <http://www.onb.ac.at/ben/ariadfr.htm>), wobei mittels verschiedener Such-Funktionen in den Textfiles recherchiert werden kann.

Digitalisierung von Frauenzeitschriften – ein zukunftsweisendes Konzept

Wir möchten noch auf eine bisher in Österreich wenig angewandte, aber umso wünschenswertere neue Entwicklung eingehen, die durch die neuen Kommunikationstechnologien ermöglicht wurde: Die Digitalisierung von Texten. Große Nationalbibliotheken, wie z. B. die neue Bibliothèque de France mit ihrem Projekt „Gallica“ (<http://gallica.bnf.fr>), aber auch spezielle Projekte in Deutschland (z.B. MATEO: <http://www.uni-mannheim.de/mateo/index.html>), haben umfangreiche und ehrgeizige Digitalisierungs-Projekte in Angriff genommen. Der konservatorische Aspekt fällt hier in idealer Weise mit jenem des universellen Zugriffs durch das Internet zusammen. Auf frauenspezifischem Gebiet im allgemeinen und bei den Frauenzeitschriften im besonderen tut sich hier ein weites Betätigungsfeld auf. Im Rahmen von ARIADNE möchten wir in den nächsten Jahren solche Digitalisierungs-Projekte realisieren, wobei sich der auch für die Frauenforschung besonders wertvolle und teilweise noch „ungehobene“ Schatz an alten Druckwerken der ÖNB in idealer Weise anbietet. Diese angestrebte Digitalisierung und Online-Präsentation von frauenrelevanter historischer Literatur könnte so zumindest eine Anreiz- und Vorbildfunktion für ähnliche Projekte bekommen.

Schlußfolgerungen und Ausblicke

Das Fehlen eines Frauenarchivs/einer Frauenbibliothek, die Material der österreichischen historischen Frauenbewegung gesammelt hätten und deren Bestand auch heute noch zugänglich wäre,

macht natürlich auch den Nachweis (die Recherche) historischer Frauenzeitschriften schwierig. Es gab nur vereinzelte Ansätze, wie die *Bibliothek des Bundes Österreichischer Frauenvereine* (BÖF) (gegr. 1902) oder des *Verbandes Österreichischer Akademikerinnen* (gegr. 1922). Besonders der historisch sehr wertvolle Bestand des BÖF harret immer noch der Aufarbeitung und ist aus diesem Grund bis heute nur sehr eingeschränkt benutzbar. Auch gibt es unseres Wissens bis dato keine Forschungsarbeiten, die sich im Speziellen mit österreichischen historischen Frauenbibliotheken (Vereinsbibliotheken) befassen.

Erst in den letzten Jahren steht die österreichische historische Frauenpresse im Fokus wissenschaftlicher Arbeiten – die Beschäftigung mit diesem Thema setzt nach unserer Meinung auch im Kontext der Frauenforschung reichlich spät ein. Frauenzeitschriften wurden oftmals nur herangezogen, um z.B. verschollene Schriftstellerinnen aufzuspüren oder um das damalige Frauenbild zu rekonstruieren oder zu kritisieren. Das Medium Frauenzeitschrift selbst – mit genauem Quellenstudium oder Textanalysen – blieb weitgehend unberücksichtigt. Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg macht sich ein gewisses Interesse an der wissenschaftlichen Aufarbeitung der österreichischen Frauenpresse bemerkbar. Zwei der wichtigsten neueren Arbeiten, die sich entweder ganz auf die österreichischen historischen Frauenzeitschriften beziehen oder sie wesentlich mitberücksichtigen, stammen von Ulrike Weckel und Eva Klingenstein¹².

Da es – wie bereits gesagt – kein absolut verlässliches und vollständiges Gesamtverzeichnis der österreichischen historischen Frauenzeitschriften gibt, muß der erste Weg, um Titel und Bestände zu eruieren, über die Kataloge der größeren wissenschaftlichen Bibliotheken oder auch Fachbibliotheken (z.B. Sozialwissenschaftliche Studienbibliothek der Arbeiterkammer) erfolgen. Die Handapparate der Katalogabteilungen bzw. Lesesäle dieser Bibliotheken bieten mit ihren Bibliographien und diversen anderen Nachschlagewerken weitere Informationen. Nicht unerwähnt sollte bleiben, daß fachlicher Rat durch qualifiziertes Bibliothekspersonal oft mühsame Umwege und Sackgassen vermeiden hilft.

In diesem Zusammenhang möchten wir auch auf das „Bestandsverzeichnis historischer Frauenzeitschriften an der ÖNB bis 1938“ hinweisen, das von ARIADNE in Angriff genommen wurde. Es bietet genaue bibliographische Angaben, Herausgeberschaft, Orts- und Bestandsangaben, Signaturen. Besonderes Augenmerk wurde dabei auch auf die häufig vorkommenden Titeländerungen gelegt, weil nur dadurch die verschlungenen Pfade und Kontinuitäten dieser Zeitschriften nachvollziehbar sind. Daß diese Liste ständig aktualisiert auf der ARIADNE-Homepage publiziert wird, versteht sich von selbst. Ein sinnvolles Folgeprojekt wäre der Gesamtnachweis aller österreichischen Frauenzeitschriften. Diese Aufgabe erscheint uns – wegen ihrer thematischen

Das Fehlen eines Frauenarchivs/einer Frauenbibliothek erschwert den Nachweis historischer Frauenzeitschriften

Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet (eine Art „ÖZDB-Frauen“) – als durchaus realisierbar. Dazu wäre es notwendig, alle in Österreich (und teil-

weise auch im Ausland) vorhandenen Literatur- und Bestandsnachweise zu durchforsten und zusammenzuführen. Die Aufbereitung als Datenbank mit verschiedenen Suchkriterien würde eine bequeme und rasche Suche erlauben.

Ein Projekt, das bereits über die österreichischen Grenzen hinausgeht, wird von drei Studentinnen des Fachhochschullehrganges für Informationsberufe in Eisenstadt durchgeführt. Es handelt sich um die Erstellung einer Modell-Datenbank für die Erfassung von Frauenzeitschriften des deutschsprachigen Raumes. Die Idee dazu entstand während eines der regelmäßig stattfindenden Frauen-Archive-Treffens, wo Vertreterinnen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zusammenkommen. Die Datenbank ist zunächst für die Erfassung der Zeitschriften seit den 70er Jahren gedacht, eine Ausweitung auf historische Bestände wäre natürlich denkbar und wünschenswert.

Gerade im deutschsprachigen Raum, in dem die historischen Kontinuitäten – auch auf dem Gebiet der Frauenbewegung – durch den Nationalsozialismus so schmerzhaft und verlustbringend unterbrochen wurden, ist die Aufarbeitung der frühen Phase frauenemanzipatorischer Akti-

¹² Eva Klingenstein: *Die Frau mit Eigenschaften: Literatur und Geschlecht in der Wiener Frauenpresse*, Köln 1997.

vitäten, wie sie sich um die Jahrhundertwende in den Frauenzeitschriften besonders manifestierten, ein unabdingbarer Bestandteil der feministischen Forschung unserer Tage. Die bibliothekarische

und dokumentarische Bereitstellung des Quellenmaterials ist unabdingbare Voraussetzung dafür. Ihr sollte in zukünftigen Forschungsvorhaben Priorität eingeräumt werden.

Christa Bittermann-Wille (1955)

seit 1973 an der Österreichischen Nationalbibliothek als Bibliothekarin tätig. Seit 1992 Mitarbeiterin bei ARIADNE – frauenspezifische Information und Dokumentation.

Mag. Helga Hofmann-Weinberger (1949)

Romanistin und Germanistin, seit 1986 im Bibliothekswesen tätig, seit 1992 Mitarbeiterin bei ARIADNE – frauenspezifische Information und Dokumentation.

Das stumme Geschlecht

Weibliche Idealbilder in Wiener Periodika, Broschüren und Sittenschriften des späten achtzehnten Jahrhunderts

Andrea Seidler

Vortrefliche Schönen! die einst barbarische Männer so tief in den Staub drückten; die Euch nur zu den niedrigsten Verrichtungen des Lebens verstießen; die nur Eure Herrn, niemals Eure Gatten seyn wollten. Preiset mir die glücklichen Zeiten, da diese Vorurtheile verschwinden. Noch giebt es zwar finstre Männer, und empfindungslose Frauen, die Euch noch gerne im Staube herumkriechen ließen; allein auch diese häßlichen Gestalten nehmen täglich ab, und bald, bald werdet Ihr alle in Ruhe Eure müßigen Stunden, der Besserung Eures Herzens, und der Aufklärung Eures Verstandes widmen können. Wie sehnlich wünschen wir es Euch; dann wird die Liebe zum Lesen und zum guten Geschmacke, die üble Laune, Langweile, den Gott des Spiels, und die Göttin der Verläumdung, von Euch verbannen. Sie werden fliehen, und Vernunft und Tugend, mit Hymnen vereint, werden herabsteigen, um Euch zu umarmen, Euch zu beglücken, und Eure Schläfe mit segnender Wohlfahrt zu krönen.

(*Der österreichische Patriot*, Wien 1764¹)

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit einer Auswahl von Wiener Zeitschriften der 60er, 70er und 80er Jahre des 18. Jahrhunderts,² die laut Titel des Periodikums, Vorwort oder Anmerkungen der Verfasser sowohl an Frauen als auch an Männer gerichtet waren. Die Blätter, die untersucht wurden, sind von in Wien ansässigen Wochenschriftstellern verfaßt worden, vereinzelt wurden auch Periodika herangezogen, die in deutschen Übersetzungen nach Österreich gelangten und hier aufgelegt und verbreitet wurden,³ beziehungswei-

se einige der sogenannten Sittenschriften und Broschüren.

Die ersten bekannten Wochenschriften, die vermutlich dem Vorbild der früheren englischen und deutschen *Moralischen Wochenschriften* folgten, erschienen in Wien erst zu Beginn der 60er Jahre. Zu den populärsten zählen die auch heute am häufigsten zitierten Blätter von Christian Gottlob Klemm, Joseph von Sonnenfels, Johann Rautenstrauch, Joachim Perinet,⁴ um nur einige zu nennen. Daneben existierte eine Vielzahl von Zeitschriften von durchaus unterschiedlicher Lebensdauer, deren Inhalte sich an Leser beiderlei Geschlechts wandten. Die Bedürfnisse der Wiener Leserin waren durch das Erscheinen der vermutlich längst erwarteten stadteigenen Blätter gedeckt – die Verfasser ihrer Lektüre sollten aber (im Unterschied zum französischen oder deutschen Zeitschriftenangebot) immer noch männlichen Geschlechts sein.⁵

Inhaltlich gleichen sich die untersuchten Blätter: Man findet in ihnen Abhandlungen über die wichtigsten Fragen des Alltags, Fabeln, Satiren, Anekdoten, Lyrik, meist Lehrgedichte oder Gelegenheitsdichtung, Schriften zum Theater, Rezensionen, Diskussionsbeiträge in Briefform (vermutlich größtenteils fiktiv). Auch die *Botschaft* der Verfasser ist in ihrer vorrangig erzieherisch-unterhaltenden Absicht durchaus homogen. Eines der Ziele, das durch die Verbreitung der untersuchten Zeitschriften erreicht werden soll, ist die Heranziehung des Menschen zu einem tugendhaften Lebewesen: *selbstbewußt* – jedoch nicht egoistisch, *bescheiden* – nicht unterwürfig,

¹ *Der österreichische Patriot* (Hg. v. Christian Gottlob Klemm), Wien 1764-1767, Bd. 1, 27. Stück, S. 215.

² Weiterführende Bibliographien zu diesem Thema: Joachim Kirchner: *Die Grundlagen des Zeitschriftenwesens. Mit einer Gesamtbibliographie der deutschen Zeitschriften bis zum Jahre 1790*, 2 Bde., Leipzig 1928-1931; Helmut Lang: *Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815*. In: H. Zeman (Hg.): *Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, Bd. 1, Graz 1979; Andrea und Wolfram Seidler: *Das Zeitschriftenwesen im Donauraum zwischen 1740 und 1809. Kommentierte Bibliographie der deutsch- und ungarischsprachigen Zeitschriften in Wien, Preßburg und Pest-Buda*, Wien 1988.

³ Beispielsweise die Zeitschriften der Marie Prince de Beaumont. Hier verwendet: *Nöthige Unterweisungen für junges Frauenzimmer, welches in die Welt tritt und sich verheirathet als Verfolg des Magazins für junge Leute, nach deutscher Art eingerichtet von Johann Joachim Schwaben* (Hg. v. der Frau Marie le Prince de Beaumont), 2 Bde., Wien 1775.

⁴ s. oben erwähnte Bibliographien zum Zeitschriftenwesen im 18. Jhd.

⁵ s. auch Andrea Seidler: *Das Idealbild der Frau in Wiener Wochenschriften der 60er und 70er Jahre des 18. Jahrhunderts*. In: *Zur Ausweitung des Horizontes. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 13/1998, S. 91-107.

großzügig – aber nicht verschwenderisch, *besonnen, gelehrt, verantwortungsbewußt, ehrlich* – allseits geschätzte Charakterzüge, die den Weg des aufgeklärten Individuums zur Glückseligkeit ebnen helfen. Als Vorbild dient den Verfassern der Wochen- und Sittenschriften der gebildete, gesittete Mann: Er ist Träger erwähnter positiver Eigenschaften. Negative äußere Einflüsse können ihn durchaus von der rechten Bahn ablenken, Frauen spielen dabei häufig eine entscheidende Rolle. Christian Gottlob Klemm, Herausgeber des *Allerley* von Wien des Jahres 1774 behauptet beispielsweise, es hinge „von den Weibern ab, aus ihren Liebhabern Bösewichter oder Helden zu machen. Findet man bey einem Volke keine Tugenden, keine großen Eigenschaften, so kömmt es allein daher, daß die Weiber sie nicht verlangen.“⁶

Das Wesen der Frau

Anders verhält es sich mit der Frau. Sie wird in erster Linie als Trägerin negativer Charakterzüge dargestellt, die sich auf jeden Fall durchsetzen, falls die Entfaltung minderer Eigenschaften nicht durch die nötige Strenge verhindert wird. Als Regulativ dienen in erster Linie Eltern und Erzieher, wertvolle Vorbilder, der Ehemann selbst. Der Verfasser einer ins neunzehnte Jahrhundert Ausblick haltenden Sittenschrift schreibt über die Maßnahmen, die man im Zusammenhang mit der Erziehung beiderlei Geschlechter zu treffen hat: „Der Wille des Mädchens muß durchaus gebrochen, die Wünsche der Knaben erschwert werden. Ein Mädchen muß Ungerechtigkeit in bester Form ertragen, ein Knabe sie rächen lernen.“⁷ Aber auch die beste Erziehung versagt, wenn es um die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten der Frau geht: Sie vermag niemals das Denkvermögen des Mannes zu erreichen. Ihr

Der Wille des Mädchens
muß durchaus gebrochen,
die Wünsche der Knaben
erschwert werden

Geschlecht steht der Entfaltung der Intelligenz im Weg.

Welches sind nun aber die für das Wesen der Frau charakteristischen Eigenschaften? *Leichtsinn, Eitelkeit, Untreue, Unehrlichkeit, Verschwendungssucht, Dummheit*, um nur die wichtigsten zu nennen.⁸ Das Ziel jeder weiblichen Erziehung ist die Annäherung an wohlgeratene *männliche* Vorbilder, ergänzt durch das Postulat der *Empfindsamkeit*, die gerne als die *Quelle aller Tugenden*⁹ dargestellt wird. Nur meint es die Natur nicht so gut mit den Frauen, denn sie sind von vornherein durch einen Geschlechtscharakter geprägt, der den Weg zur wahren Tugendhaftigkeit, und somit zur Glückseligkeit, erschwert. Nicht selten sind es

äußere Umstände, die die Frau in der Entwicklung ihres Charakters hindern: Die liederliche Gesellschaft, schlechte Erzieher, Eltern, die sich ihrer Verantwortung nicht bewußt sind und das Kind verwöhnen, verweichlichen, ohne *Zucht* aufwachsen lassen (Dieser Vorwurf gilt für die

Erzieher beider Geschlechter). Frauen können sich – so der Grundgedanke, der die Periodika des späten 18. Jahrhunderts durchzieht im Gegensatz zu den Männern nur durch ständige Selbstbeschränkung und die Bewußtmachung der eigenen minderen Fähigkeiten zu zufriedenen Menschen entwickeln. Aufgrund ihrer Charakterschwäche sind sie nicht in der Lage, den Verlockungen des Lebens Stand zu halten.

Soviel zu den Tugenden und Verhaltensregeln. Nun zu den Pflichten. Das Mädchen hat zunächst nur gehorsames Kind zu sein, das die aufopfernde Haltung der Eltern zu würdigen weiß:

(...) *liebe Kinder, lernet ja die Wohlthat einer guten Erziehung recht dankbar erkennen. Ohne Erziehung wächst der Mensch auf wie ein Thier, (...) Der Verstand kann nicht ankommen. Er bleibt ein*

⁶ *Das Wiener Allerley* (Hg. v. Christian Gottlob Klemm), 1. Bd., Wien 1774-1775, S. 113.

⁷ *Die Frauenzimmer im neunzehnten Jahrhundert. Ein Traumgesicht*, Wien-Paris-London 1781, S. 69.

⁸ s. dazu beispielsweise die Wochenschriften des Joseph von Sonnenfels: *Theresia und Eleonore*, Wien 1767; *Das weibliche Orakel*, Wien 1767 und *Der Mann ohne Vorurtheil*, Wien 1765-1766. Ein charakteristischer Reim aus der von Leopold Alois Hoffmann herausgegebenen Zeitschrift *Wöchentliche Wahrheiten für und wider die Frauenzimmer in Wien*. Bearbeitet von einer freymüthigen Gesellschaft, Wien-Prag 1783, S. 96:

Ein Weib sei, wie es immer sei, / Es wird ihr etwas fehlen. / Die Schöne liebet schwerlich treu, / die Garsige wird dich quälen. / Die Kluge macht zum Manne – sich, / Die Dumme quält durch Dummheit dich, / Die Junge lockt dir Freund' ins Haus, / die Alte jaget dich hinaus, / Die Arme wird dein Geld dir stehlen, / Die Reiche läßt dir ihr's nicht frei. – / Ein Weib sei, wie es immer sei, / Es wird ihr etwas fehlen.

⁹ *Die Frauenzimmer im neunzehnten Jahrhundert*, S. 75ff. Hinzu kommt die Forderung nach Ordnung, Reinlichkeit, Mäßigkeit und Sparsamkeit.

*Thier. Vergeßt ja das Gute nicht, das eure lieben Eltern Euch thun. Durch sie habet ihr so viele Wohlthaten der Kleidung, gesunder Speisen, Bequemlichkeit, und so viele andere Freuden. Durch sie werdet ihr zu vernünftigen Menschen gebildet.*¹⁰

Später, im herangereiften Alter, nimmt es in bezug auf die Wahl des Ehemannes dankbar den Rat der Eltern an, die aufgrund ihrer Erfahrung und ihrer Vernunft wissen, welcher Partner der Töchter entspricht. In einem Gespräch unter Frauen bekennt beispielsweise eine Mitstreiterin von *Madame Gut*, der Mentorin aus Marie Beaumonts *Nöthigen Unterweisungen für junge Frauenzimmer*:

*Mein Vater meldete mir gestern, er hätte meine Heirath mit einem Mann beschlossen, den er sehr wohl kenne, den ich sehr wenig kenne. Ich habe weder Neigung zu ihm, noch Abneigung vor ihm. Ich erkenne aber die Ehre, die er mir erweist, daß er bey meinem Vater um mich angehalten, ohne mich deswegen zu Rathe zu ziehen. Er hat eine gute Meinung von meiner Gemüthsart; er schätzt mich hoch. Dieß ist besser, als Liebe.*¹¹

Ihre Lehrerin schließt sich der klugen Einsicht des vor der Verheiratung stehenden Mädchens an. Die daraus resultierende Erkenntnis, der Wille des Vaters sei dem Willen Gottes gleich zu setzen, wird von allen Anwesenden unterstützt. Gerade das Faktum der übertriebenen elterlichen Fürsorge wird von den Wochenschriftstellern gerne aufs Korn genommen, Vernunftfehen kritisiert und Gefühlsverbindungen – der Liebesheirat – Vorrang gegeben.

So wie das deutsche Mädchen in ihr fünfzehntes oder sechzehntes Jahr heranwächst, wird es die Sorge der Eltern, sich (...) um eine gute Parthie umzusehen. Das Mädchen weiß davon freilich so wenig, als

*ein Tauber von der Musik. Sie braucht denn auch nichts zu wissen – denn – sie ist nur Tochter – S k l a v i n n – und die Eltern sind Eltern-Despoten (...) Wer hieß es der Närrin, ein Herz zu haben? (...) Ihnen genüge es, ein Geschöpf auf die Welt zu setzen, das sie Kind nennen, an dem sie den Übermuth ihrer Launen auslassen, an dem sie das Gewicht ihres Despotenstolzes beweisen, mit dem sie sich in gewissen Jahren auf den Markt hinsetzen, und das sie dem Meistbietenden gegen billige und landesübliche Procente (...) auf gut türkisch verwuchern könnten.*¹²

schreibt der Herausgeber der *Wöchentlichen Wahrheiten zum Schutz unverheirateter Mädchen*, einer Broschüre, die auch in den *Meynungen der Babet*¹³ rezensiert wurde.

Welches sind nun die Aufgaben und Pflichten einer verheirateten Frau? Neben ihrer Rolle als getreuer Ehegattin, Gesellschafterin und Dienerin ihres Ehemannes bestehen diese Pflichten in erster Linie darin, den Haushalt zu führen, die Dienerschaft zu kontrollieren, auf die Finanzen zu achten und vor allem die Oberaufsicht über die Kinder wahrzunehmen, d. h. für deren Erziehung zu tugendhaften Mitgliedern der Gesellschaft Sorge zu tragen und deren Bildung zu befördern.¹⁴ Im letzten Punkt trennen sich die erzieherischen Ziele je nach Geschlecht. Knaben und Mädchen wurden in unterschiedlichen Gegenständen unterrichtet, wobei Mädchen vorrangig in Hinblick auf die späteren Pflichten als gute Hausfrau und Gesellschafterin vorbereitet werden sollte.¹⁵ Als Weggefährtin ihres Ehemannes hat sie sich stets darauf zu besinnen, daß ihre Existenz vom Wohlwollen ihres Gatten abhängt. Der Verfasser der *Babet*, Johann Rautenstrauch über den Gehorsam der Frau:

Jeder Mann ernähret die Frau, die er nimmt, und da diese alles von der Hand ihres Mannes erhält, so wird sie ihm desto mehr Treue und Gehorsam lei-

¹⁰ *Angenehme und lehrreiche Beschäftigung für Kinder in ihren Freystunden. Ein Wochenblatt* (hg. v. Joseph May), Wien 1787, S. 31.

¹¹ *Nöthige Unterweisungen für junge Frauenzimmer*, S. 156.

¹² *Wöchentliche Wahrheiten*, S. 84ff.

¹³ *Die Meinungen der Babet* (hg. v. Johann Rautenstrauch), Wien 1774-1775.

¹⁴ Mme. Gut in den *Nöthigen Unterweisungen* (S. 99) über die Aufgaben der Frau:

Sie werden viererley Pflichten zu erfüllen haben; die Pflichten einer Christinn, wovon ich nichts sagen will, weil Sie solche erfüllen werden, wenn Sie die drey anderen recht erfüllen. Sie werden also Pflichten, als Ehegattinnen, als Hausmütter und als vornehme Frauen haben. (...) Eine vernünftige Ehegattin,

welche erwägt, daß alles Glück ihres Lebens darinnen besteht, daß sie das Herz und die Hochachtung ihres Gemahles behält, muß alles anwenden, daß sie es dahin bringt. Jetzo, meine Fräulein, sehen Sie diejenigen, welche Sie beinathen sollen, zärtlich, unterthänig, aufmerksam, gefällig gegen alles, was Sie wollen, und sogar auch gegen Ihren Eigensinn. Prägen Sie sich es immer recht fest ein, daß Ihre Herrschaft an dem Tage Ihrer Verheirathung zu Ende gehen, und Ihrer zu Männern gewordenen Liebhaber ihre anfangen wird.

¹⁵ s. Gerda Lerner: *Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur ersten Frauenbewegung*, Frankfurt/Main 1998, sowie als zeitgenössisches Zeugnis Jean-Jacques Rousseau: *Emile oder über die Erziehung*, Leipzig 1993.

sten. (...) Die Weiber haben keinen anderen Vorzug, als denjenigen, der von ihren Männern auf sie zurückfällt. Alle sind den Pflichten unterworfen, die ihnen ihr Geschlecht auferlegt, und ihre ganze Ehre ist, diesen strengen Gesetzen zu folgen: aber diese wird auch ihr einziges Glück.¹⁶

Gefahr und Nutzen der Lektüre

Ich habe bereits den Einfluß schlechter Gesellschaft erwähnt, der den Charakter der Frau zu verderben vermag. Eine weitere Gefahr liegt im unkontrollierten Zugang zu Druckwerken jeglicher Art, der – begünstigt durch die Lesewut, die Wien um diese Zeit auch schon erreicht hat¹⁷ – sich nachteilig auf die Entwicklung der Frau auswirken kann. Vor allem junge Mädchen sollten nicht wahllos lesen dürfen, der freien Auswahl des Lesestoffes muß ein Riegel vorgeschoben werden. Mütter sollten zunächst die Aufsicht über die Lektüre ihrer Töchter haben, später deren Ehemänner und dies sowohl in qualitativer als auch in quantitativer Hinsicht.

Erinnern Sie sich nur bloß, daß von hundert Frauenpersonen, die verloren gehen, es neunzig giebt, deren Untergang seinen Ursprung in dem Lesen böser Bücher hat; und daß diejenigen, welche sich tugendhaft erhalten wollen, niemals irgend ein Buch lesen sollen, wenn sie nicht vorher eine verständige, tugendhafte Person deswegen zu Rathe gezogen haben (...) Sie haben einen großen Fehler begangen (...) Was für ein Unglück, wenn es ein böses Buch gewesen wäre! Ein anderesmal lesen sie keines, ohne ihre Mama um Erlaubnis dazu zu bitten, und thun sie nun wegen Ihrer Neugier eine Buße¹⁸,

mahnt *Madame Gut* die jungen Zuhörerinnen in den *Nöthigen Unterweisungen*.

Die Gefahr, die von einzelnen Autoren ausgeht, wird nicht nur von Marie Beaumont besonders betont. Voltaire beispielsweise findet vor den Augen seiner Landsmännin keine Gnade.¹⁹

Der schlechte Einfluß, den vor allem die Lektüre der in Mode gekommenen Romane auf Mädchen und Frauen haben kann, macht sich zunächst darin bemerkbar, daß der Lesestoff *Gefühle in Aufruhr* geraten läßt, die Phantasie über Gebühr anregt, und die Leserinnen – unter dem Bann der Handlung stehend – einem Phantasiebild nachzustellen beginnen, das der Realität des Alltags nicht entspricht. Enttäuschung und anhaltendes Unglück kann das Resultat des Lesens sein. Stephanie weist 1768 in seiner *Sammlung* zum Vergnügen auf den Zustand der Erregtheit der Leserin und der Gefahr hin, die sich dahinter verbirgt:

Es ist also gewiß, junge Mädchen müssen bey der Wahl ihrer Bücher allerdings behutsam seyn. Eben deswegen, weil sich ihre Einbildungskraft leichter, als die unsrige, befeuren läßt, und weil die zarten Seiten ihres Herzens plötzlich uns bey dem sanftesten Schläge, getroffen werden, eben deswegen können sich ihre Sitten durchs Lesen so schnell verschlimmern, als verfeinern, und sie sollten daher immer nur eine Sammlung der vortrefflichen Bücher, (...) haben.²⁰

Es sind vor allem fremdsprachige Bücher, die in der Frau „den Hang nach jeder sittlichen Tugend ersticken“, denn „(...) der Deutsche hat nicht Witz genug, ihre Leidenschaft zu erregen, ihr Gefühl ist zu zärtlich, unterrichtet zu werden. Ein Cabinet des Fées, Amusement des Dames, (...) Memoires turques u.d.g. Dieses sind Werke, die von Meistern verfertigt sind, Werke, die würdig sind, die Schöne in Phantasien einzuwiegen.“²¹ Das Lesen wirkt sich – so meinten viele der Wochenschriftsteller – nachteilig auf die Verrichtung der Pflichten der Frau in Zusammenhang mit der Haushaltsführung aus. Extensives Lesen lenkt von der Arbeit ab. Die Ehefrau und Mutter verbringt unter Umständen zu viel Zeit mit ihren Büchern und gefährdet somit den Zusammenhalt der Familie und den reibungslosen Tagesablauf.

¹⁶ *Die Meinungen der Babet*, 2. Bd., S. 4f.

¹⁷ s. z. B. das *Wienerische Diarium* vom 15. Februar 1766, darin *Betrachtungen über die Lectur des Frauenzimmers*: „Wien hat die Schriftsteller unserer Nation seit einigen Jahren zu Lieblichen seiner Rubestunden gewöhlet. Die Lesbegierde hat sich vom ernsteren Manne bis zum tändelnden Frauenzimmer hineingeschlichen, und dasselbe mit dem Geschmacke zu den schönen Wissenschaften belebet, der in dem mehreren Theile ganz ungefühlt hinstarb. Unsere Schönen lesen!“

¹⁸ *Nöthige Unterweisungen für junge Frauenzimmer*, S. 143.

¹⁹ Mme. Gut hält Voltaires *Candide* für ein gefährliches

Buch, das man vor den Kindern nicht mal erwähnen sollte, denn es enthält viel Böses, sie mag sich der Gefahr nicht aussetzen, wegen der Lektüre des Romans „(...)in die Hölle zu kommen“. *Nöthige Unterweisungen für junge Frauenzimmer*, S. 141; s. auch *Wienerisches Diarium* vom 15. Februar 1766 oder *Der Verbesserer* (Hg. v. J. v. Sonnenfels), Wien 1766, 2. Quartal, 2. Stück, S. 10ff.

²⁰ *Der Einfluß des Geschmacks auf die innere Schönheit des Frauenzimmers*. In: *Neue Sammlung zum Vergnügen und Unterricht* (Hg. v. Christian Gottlob Stephanie), Wien 1768-1769, 12 Stück, S. 127.

²¹ *Wienerisches Diarium* 15. Februar 1766.

Die Begierde zu lesen ist bey einem Frauenzimmer eine liebenswürdige Eigenschaft, so lange sie sich in Schranken erhält, die ihr angewiesen sind. Niemals darf ein Frauenzimmer ihre Pflichten, die ihr Beruf und die Bestimmung von ihr fordern, aus den Augen setzen. Ihr Mann, ihre Familie, die häuslichen Angelegenheiten, dieses sind die wesentlichen Stücke, (...) ²²

Der Mann verliert angesichts des vernachlässigten Haushaltes im schlimmsten Fall sogar das Interesse an seiner Gemahlin.

Was ist einem Manne, der eine Gesellschafterin, und eine bloss Haushälterin verlangt, mit der Person geholfen, die vermög solcher schlechter Eigenschaften ihm seine Tage langweilig machen oder verbittern wird? (...) Ihr (Mädchen) sollt weder gelehrt seyn, noch scheinen. (...) Klorinde verstehet dieses alles: Aber sie hat darüber die Kunst, die unentbehrliche Kunst, eine Haushaltung zu führen, nicht erlernt. Was thut der Mann mit einer derartigen Freundin? Sie macht ihm tausend Vergnügungen, wenn er allein ist: sie bringt ihm Ehre in Gesellschaft. Aber sein ganzes Hauswesen geht zurück: denn die Aufseherin desselben findet nicht für gut, Hand oder Fuß zu regen. Er wird der Unordnung und des Mangels kaum gewahr, so sieht er ihre anderen guten Eigenschaften nicht mehr, und lebt im höchsten Grade mißvergnülich. ²³

Die dritte Gefahr liegt – abschließend – in der *Halbgebildetheit*, die das Resultat unkontrollierter Lektüre der Frau sein könnte. Diese mangelhafte Bildung kann peinlich sein, vor allem, wenn sich die Familie in Gesellschaft begibt und die Frau durch ihre sprichwörtliche Schwatzhaftigkeit dem Ansehen des Mannes durch dumme Bemerkungen schadet:

Ja, ich behaupte, daß die gelehrten Schönen, die gar nichts von der Haushaltungskunst und von allen den Beschäftigungen verstehen, die ihr Geschlecht unterscheidet, eine viel schlechtere Figur machen, als die, welche sich auf weiter nichts, als auf die Nadel und den Küchenezettel verstehen. Ueberhaupt geht es den gelehrten Frauenzimmern bey der Gelehrsamkeit gemeinlich, wie allen Gelehrten; sie haben

nur einen halben Geschmack, und kennen die Welt nicht. Alles, was sie hervorbringen, wird Affectation, oder ein geborgter Witz, seyn, ²⁴

schreibt Stephanie und schließt sich damit der Sorge von Joseph von Sonnenfels' *Verbesserer* an:

Ihr Lesen hat kein Ordnun (sic!) – ihr Gedächtnis ist eine unaufgeräumte Vorrathskammer – und manche macht wohl Anspruch auf den Ruhm der Belesenheit, ohne von den Büchern etwas mehr, als den Band zu kennen. Mit einem Worth, unsere Leserinnen sind größtentheils noch eben so ungleich, so eigensinnig, als es die Musikantinnen, Spielerinnen, Wirthinnen u.d.g. waren. Ein großer Theil sieht auch die Bücher bloß für eine Tödtung der Zeit an, die ihnen von Putz, oder Spiel, oder anderen Dingen übrig ist – und von diesen ist noch weniger zu hoffen. ²⁵

Wolfgang Martens²⁶ hat die Lektüreempfehlungen der deutschen Moralischen Wochenschriften untersucht und daraus einen Leitfaden der guten Bibliothek der lesenden Frau des 18. Jahrhunderts zu erstellen versucht. Hier sei auf die Lese Stoffe, die das zitierte *Wienerische Diarium* empfiehlt und auf einschlägige Beiträge in den Blättern des Joseph von Sonnenfels, die für diesen Beitrag herangezogen wurden, verwiesen.

Die Lektüre von Zeitschriften wird den Frauen von deren Herausgebern empfohlen. Sie dienen unter anderem als Wegweiser durch das späte 18. Jahrhundert, geben Ratschläge in vielen wichtigen Lebensfragen und bieten der Frau zudem die Möglichkeit, sich zu artikulieren, aktiv am Blatt mitzuwirken und die eigene Meinung zu aufgeworfenen oder selbst formulierten Problemen einem breiteren Lesepublikum kundzutun. Die Frage der fiktiven Verfasserschaft dieser Zuschriften möchte ich hier nicht erörtern. Es wird wohl ein ewiges Geheimnis bleiben, welche der Zuschriften tatsächlich von Frauen verfaßt wurden und welche der Herausgeber einer Zeitschrift selbst schrieb, um damit die Diskussion anzuregen und eines der Ziele der unterhaltenden Periodika des 18. Jahrhunderts, nämlich die Einbeziehung der Frau in die Publikation, als verwirklicht vorzugeben. Makrountersuchungen der

²² ebd.

²³ *Trostschrift für Mädchen, welche längst verheyrathet zu seyn wünschen. Nebst gegründeten Ursachen, warum so viele Mädchen keine Männer bekommen. Und dem sichersten Mittel dagegen*, Wien 1779, S. XII.

²⁴ *Der Einfluß des Geschmacks auf die innere Schönheit des*

Frauenzimmers, S. 150.

²⁵ *Der Verbesserer*, 1776, S. 13.

²⁶ Wolfgang Martens: *Leserezepte fürs Frauenzimmer. Die Frauenzimmerbibliotheken der deutschen Moralischen Wochenschriften*. In: *AGB XV/1975*, S. 1143-1200.

Texte könnten dabei Hinweise auf vermeintliche weibliche Verfasserschaft liefern, noch sicherer wären zeitgenössische Handschriften, Briefe oder andere authentische Quellen. Es ist anzunehmen, daß männliche Verfasser auch auf Ebene der Korrespondenz Frauen vieles in den Mund legten.

Die Frage, ob es unter den Wochenschriftstellern und Verfassern von Sittenschriften auch Frauen gegeben hat, läßt sich noch nicht beantworten – die Hoffnung, auf ein Periodikum aus der Feder einer Frau zu stoßen, bleibt aber weiterhin auf-

recht. Der Verfasser der *Frauenzimmer im neunzehnten Jahrhundert* wundert sich allerdings in seinem letzten Kapitel über die *Weibliche Autorschaft* über eine *Frauenzimmerzeitung*, deren Erscheinung er für das Jahr 1821 voraussagt. Der vorgestellte Inhalt des utopischen Blättchens freilich dient nur dazu, das Unternehmen ins Lächerliche zu ziehen. Daraus dürfte zumindest deutlich werden, daß von Frauen verfaßte Druckwerke um das Jahr 1781, dem Erscheinungsjahr erwähnter Schrift, durchaus nicht zum Wiener Alltag gehört haben dürften.

Dr. Andrea Seidler (1955)

Studium der Germanistik, Anglistik und Finno-Ugristik an der Universität Wien; Unterricht am Institut für Finno-Ugristik der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte und Publikationen zum Pressewesen im 18. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung der deutschsprachigen Presse in Ungarn, zu den österreichisch-ungarischen literarischen Beziehungen im 18. Jahrhundert und zum Gelehrten Briefwechsel; derzeit Arbeit an der Habilitationsschrift „Das Ungarische Magazin. Genese einer Zeitschrift“.

Biographische Notiz

Lili Réthi, Zeichnerin

Eckart Früh

Lili Réthi wurde am 19. November 1894 in Wien geboren. Ihre Ausbildung als Zeichnerin und Graphikerin erfolgte zunächst an der Kunsthochschule für Frauen und Mädchen, darauf an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Erste Erfolge stellten sich früh ein – sie illustrierte beispielsweise das Buch „Der junge König“ (1923) von Oskar Wilde und Emile Zolas Werk „Germinal“ (1926). Im Jahr 1925 beteiligte sie sich bei der Herbstausstellung im Künstlerhaus. Im folgenden Jahr begann Lili Réthi mit ihrer regelmäßigen Tätigkeit für den *Sozialdemokrat*, sowie das Zentralorgan der *Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs (SDAPÖ)*, die *Arbeiter-Zeitung*, und deren volkstümliche Ausgabe, das *Kleine Blatt*, bei dem sie ab Juni 1926 angestellt war. Im Herbst 1929 übersiedelte sie nach Berlin; für wen sie in Deutschland arbeitete, ist bislang unbekannt.

1938 emigrierte Lili Réthi nach London; von dort gelangte sie mit einem Auftrag von *Illustrated London News* nach New York, um die dortige Weltausstellung zu zeichnen. Auftragsarbeiten für Prospekte amerikanischer Industriefirmen folgten. In Amerika verfaßte sie zahlreiche Beiträge für Zeitschriften, nahm an diversen Ausstellungen teil (Architectural League, American Society of Engineers, Metropolitan Museum, New York) und illustrierte historische Sachbücher für Kinder. Zuletzt lebte die Zeichnerin in New York.

Lili Réthi hat mit feinem Stift für das *Kleine Blatt* zahlreiche Reportagen, Erzählungen und Romane illustriert. Besonders eindrucksvoll und ausdrucksstark sind ihre Zeichnungen aus der Welt der Arbeit. Schwarz auf weiß ist hier die Tätigkeit in Werkstätten und auf Großbaustellen festgehalten.

Der Arbeiter, oft in Untersicht, fast immer in dramatischer Bewegung dargestellt, erscheint im Vergleich zu Maschine und Bauwerk vielfach winzig, wie verloren vor der Allmacht der Technik. Im Unterschied dazu wird der männliche oder weibliche, junge oder erwachsene Proletarier im propagandistischen Werk Réthis perspektivisch überhöht. Getragen von unverfälschtem, sozialistischem Pathos zeigen diese Blätter, was Lili Réthi trug: Das Wissen, daß die Welt noch *in den Fesseln des Kapitalismus* liegt, die Forderung: „Sprengt die Ketten der Unfreiheit!“ und die Zuversicht: „Wir bauen Brücken in eine bessere Welt“.

Eine umfangreiche Bibliographie von Zeichnungen und Illustrationen Lili Réthis findet man in „Spuren und Überbleibsel“, Bibliographische Blätter Nr. 2, Juli 1999 (liegt in der Sowidok, Arbeiterkammer Wien, auf).



Schlesische Klöpplerin

In: *Arbeiter-Zeitung* Nr. 265, 23.9.1928, S. 17.

Rezensionen

DAGMAR BEINZGER / SABINE EDER / RENATE LUCA / RENATE RÖLLECKE, GMK (Hg.): *Im Wyberspace. Mädchen und Frauen in der Medienlandschaft. Dokumentation, Wissenschaft, Essay, Praxismodelle*, Bielefeld: AJZ-Druck & Verlag 1998. 288 S.

Das vorliegende Buch entstand im Zuge der „Wyberspace“-Tagung im November 1997, welche insbesondere durch die *Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur (GMK)* realisiert wurde. Jene auf dieser Tagung behandelten Thematiken werden in acht Kapiteln zusammengefaßt, wodurch ein breitgefächerter Überblick zu theoretischen Ansätzen und Forschungsergebnissen geschlechtsspezifischer Medienproduktion und -rezeption vorliegt. Die insgesamt 23 kurz gehaltenen Beiträge berühren unter anderem Phänomene wie mediale Geschlechterspiele und -klischees, Girlies der Populärkultur, weibliches Rezeptions- und Fanverhalten, weibliche Internet-Nutzung wie auch politische und soziale Frauenprojekte. So differenziert beispielsweise Carol Hagemann-White innerhalb des ersten Kapitels feministische Konzepte des Subjekt-Begriffs. Brigitte Hipfl rekonstruiert in ihrem Beitrag den medial inszenierten Phantasieraum rund um die „vieldeutige Projektionsfläche“ Prinzessin Diana, wobei sie interessante Parallelen zwischen der königlichen Hochzeit, einem „wahrgewordenen Märchen“, und dem Hollywood-Blockbuster „Pretty Woman“ entdeckt. Die begleitenden Berichte zur scheiternden Ehe, dargestellt als Dianas „Kampf gegen Unterdrückung und Bevormundung“ (S. 42), erinnern Hipfl an Soap Operas, die ebenso weibliches Begehren thematisieren. Das weltweit mitverfolgte prunkvolle Begräbnis der „Königin der Herzen“ führt Hipfl nicht zuletzt zur treffenden Frage: „Warum kann die Geschichte von Diana die Fantasien so vieler Frauen speisen, die Geschichten, die der Feminismus den Frauen anbietet (...), dagegen nicht?“ (S. 44)

Innerhalb des dritten Kapitels, der geschlechtsspezifischen Medienrezeption, beschäftigt sich Maya Götz mit dem Fan-Phänomen unter adoleszenten Mädchen, einem wissenschaftlichen Randbereich. Laut Götz „ist die Forschung zur Jugendkultur insgesamt eine durch Männer dominierte Disziplin, die über die Jugendkultur von Jungen forscht“ (S. 111f). Ihre Fallunter-

suchungen vermeiden die in der feministischen Diskussion als „Opferperspektive“ titulierte Sichtweise. Stattdessen wird die subjektive Sinnperspektive der weiblichen Fans und die daraus hervorgehende Bedeutung für den Alltag herausgearbeitet. Als eines der Ergebnisse beschreibt Götz die parasoziale Beziehung eines Mädchens zu seinem Wrestling-Star.

Ute Bechdolf fokussiert in ihrem Artikel einerseits die Re- sowie die Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit in MTV- und VIVA-Musikvideos, andererseits deren Rezeption durch Jugendliche. Dabei hebt sie vor allem jene Musikvideos hervor, welche „die gewohnte Trennung der Geschlechter in männlich und weiblich (...) erschüttern“ (S. 127). Bechdoffs qualitative Befragung von Jugendlichen läßt unter anderem erkennen, daß vor allem männliche Clip-ZuschauerInnen progressive Geschlechtsinszenierungen ablehnen. Einen weiteren Aspekt des Spiels mit Geschlechtsidentitäten liefert Anke Bahl im Rahmen des vierten Kapitels, „Frauen im Netz. Das Internet als Wyberspace“. Ihr Untersuchungsgegenstand ist der individuelle Umgang mit jenen auf Text basierenden Internet-Rollenspielen, den *MUDs (Multi-User Dungeon)*. Mithilfe von narrativen Interviews ist Bahl zu Erkenntnissen gelangt, welche Konsequenzen digitale (Geschlechts-)Identitäten für das „Real Life“ haben können. Laut der Autorin Rena Tangens beträgt der Frauenanteil in Datennetzen schätzungsweise 4 bis 20%, was sie auf ungleiche Zugangsbedingungen zurückführt. In ihrem Beitrag führt sie einige Gründe für die scheinbar weibliche Unsichtbarkeit im Cyberspace an. Ihrem Appell an Frauen, „die Netze in ihr Leben miteinzubeziehen und ihre Lebenserfahrungen wiederum in die Netze miteinfließen zu lassen“ (S. 167), kommt Helga Dickel in ihrem anschließenden Aufsatz nach. Dickel stellt dabei frauenpolitische Netzwerke vor, die auf der Grundlage von Mailinglists, Diskussionsforen oder auf WWW-Basis arbeiten. Innerhalb des sechsten Kapitels, „Modelle aus der medienpädagogischen Praxis“, stellt unter anderem Anke Schwalm den *Mädchentreff Wiesbaden*, eine Einrichtung des *Vereins zur Förderung feministischer Mädchenarbeit*, vor. Die Angebote in der pädagogischen Arbeit reichen unter anderem von Handwerk, Technik, Ökologie bis zu Textverarbeitung und kreativer Computernutzung, auf welche Schwalm schließlich näher eingeht. Das siebente Kapitel

bietet unter anderem analytische Einblicke in die geschlechtsspezifische Fernseh-Kinderspielzeugwerbung (Artikel von Dorothee Schnatmeyer und Kerstin Seewald) und in das kindliche Comic-Rezeptionsverhalten (Beitrag von Elke Stolzenburg).

Den Abschluß von „Im Wyberspace“ bildet Irene Schoors Auseinandersetzung mit frauenspezifischen Filmfestivals und TV-Sendungen, die in Zeiten „allgemeiner Sparzwänge“ und des Quotendrucks existentielle Schwierigkeiten zu bewältigen haben.

Diese von der *GMK* herausgegebene Aufsatzsammlung bietet einen höchst informativen und bunten Querschnitt des Bereichs *Geschlecht und Medien*, wobei die einzelnen Beiträge infolge ihrer Quantität die komplexen Themen lediglich anschneiden können. Zur Vertiefung lädt die angegebene weiterführende Literatur ein.

Silvia Nadjivan

DIETRICH SCHWARZKOPF (HG.): *Rundfunkpolitik in Deutschland*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1999, 2 Bände, 1238 S.

Zum Ende des Jahrhunderts liegt mit diesen beiden von Dietrich Schwarzkopf herausgegebenen Bänden eine Fortsetzung der 1980 erschienenen fünf Bände über „Rundfunk in Deutschland“ vor. Eine Fortsetzung stellen diese Bände nicht nur im Sinne der Weiterbehandlung derselben Thematik dar, sondern auch im Sinne einer zeitlichen Anknüpfung dort, wo die Darstellung der von Hans Bausch herausgegebenen *Zusammenschau deutscher Rundfunkgeschichte* – von der Zeit der ersten Radiosender während der Weimarer Republik bis zum Wanken des Monopols der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten Ende der 70er Jahre – endete. Denn der Schwerpunkt dieser von der ARD in Auftrag gegebenen Publikation liegt auf der Darstellung und Analyse des dualen Rundfunksystems, das sich in den frühen 80er Jahren mit der Einführung des privatrechtlichen Rundfunks etablierte. Primär setzen sich die AutorInnen dieser Publikation, die, so die Worte des Herausgebers, eine „umfassende Darstellung“ dieser Periode, die bis zur Einführung digitaler Verbreitung des Rundfunks reicht, „unter politischen, juristischen, soziologischen, sozioethischen, programmlichen und technischen

Gesichtspunkten“ (S. 27) zum Ziel hat, mit dem Wesen der zwei aufeinandertreffenden Rundfunkkonzepte und den Auswirkungen der privaten Konkurrenz auf den öffentlich-rechtlichen Rundfunk auseinander.

Der erste Band widmet sich den Institutionen öffentlich-rechtlicher und privater Rundfunk. Die Beiträge von Dietrich Schwarzkopf, welcher Gründe und Hintergründe der „Medienwende“, also der Einführung des dualen Rundfunksystems im Jahr 1984 beleuchtet, und von Martin Eifert und Wolfgang Hoffmann-Riem bieten einen Überblick über rundfunkpolitische Strategien und Maßnahmen bei der Durchsetzung und Entwicklung des dualen Rundfunksystems, der gerade jetzt, da dieser Schritt in Österreich zaghaft getan wird, besonders interessant erscheint. Gleiches gilt für die Abhandlung über die gesellschaftlichen Auswirkungen der Konkurrenz zwischen den beiden Systemen – ein umfangreicher Artikel von Wolfgang R. Langenbacher, der in seiner Untersuchung übrigens auch auf österreichische Positionen verweist. Der Autor hebt besonders die Bedeutung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks als demokratiepolitisch wertvolle „Arena der Politik“ und notwendigen Träger und Mittler von Kultur hervor. Aus dieser Argumentation ergibt sich ein Plädoyer für die Institution öffentlich-rechtlicher Rundfunk, welche aber in ihren Grundfesten durch ökonomische Zwänge („Quote“) erschüttert ist; Rundfunk zum „Gemeinnutz“ steht dem beim Publikum beliebten Konzept Rundfunk als „Gewinnquelle“ gegenüber. Daraus ergeben sich die Aufgaben der Rundfunkaufsicht „zwischen Gemeinwohlsicherung und Wirtschaftsförderung“, über die Otfried Jarren und Wolfgang Schulz schreiben. Den gesetzlichen Vorgaben und damit dem Programmauftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks sowie dessen Finanzierung geht Manfred Buchwald nach; Volker Lilienthal beschäftigt sich konkret mit dem ZDF und dessen Reaktion auf das Angebot der kommerziellen Sender im Kampf um das Publikum. Der privatrechtliche Rundfunk, seine Anbieter, Inhalte und Interessen werden von Isabelle Bourgeois (Fernsehen) und Marlene Wöste (Hörfunk) untersucht.

Der erste Band findet mit einem Beitrag über die technische Entwicklung und deren Einfluß auf rundfunkpolitische Entscheidungen einen interessanten Abschluß und zugleich eine Überleitung zum zweiten Band, der sich speziellen Teilbereichen annimmt. Auswirkungen des Wettbewerbs

auf die Programmgestaltung im Fernsehen (Manfred Buchwald) und im Hörfunk (Manfred Jenke) werden beleuchtet, Marie-Luise Kiefer analysiert die Konstruktion verschiedener Konzepte von Publikum, je nach Rundfunkmodell als StaatsbürgerInnen oder als KonsumentInnen. Sie weist auf die Bedeutung der Forschung für diesen Prozeß hin: „Publikumsforschung konstituiert (...) das Medienpublikum als Konstrukt von sozialer und ökonomischer Relevanz für die Medienorganisation (...)“ (S. 705). Über die sozialethische Dimension der Rundfunkpolitik, also über moralische Positionen bezüglich der Verantwortung der Institution Rundfunk in der Gesellschaft (Stichwort: Programminhalte), diskutiert Wolfgang Wunden – eine Thematik, die über alle Grenzen hinweg von zentraler Bedeutung ist und sicherlich in Zukunft, verstärkt durch die wachsende Bedeutung der grenzenlosen „neuen“ Medien, nicht allein auf nationaler Ebene gelöst werden kann.

Etwas aus dem zeitlichen Rahmen fällt Wolfgang Mühl-Benninghaus Aufsatz über die Entwicklung des Rundfunks in der DDR, doch ist dieser Rückblick nötig für die Analyse der Auswirkungen auf den Rundfunk, die sich durch die Vereinigung der beiden deutschen Staaten ergaben. Staatlich gelenkt und als Monopol geführt, stößt der DDR-Rundfunk 1989 auf das duale System, in dem harter Konkurrenzdruck herrscht; die von Irene C. Streul beschriebene Überleitung des Monopolfunks in ein nach westlichem Vorbild neugestaltetes Rundfunksystem ist äußerst spannend nachzuvollziehen. Wie man mit dem „Erbe“ des ostdeutschen Rundfunks archivarisches umging, berichtet Joachim-Felix Leonhard, über die neue Situation im Zuge der Vereinigung (ein

geointer Rundfunk für Deutschland, die Sender der neuen Bundesländer) Ansgar Diller. In den weiteren Beiträgen blicken die AutorInnen über die deutschen Grenzen und verorten die nationale Medienapparatur im internationalen Raum – hauptsächlich natürlich in der EU, die in Zukunft verstärkt in die Medienregulierung eingreifen wird. Hans J. Kleinsteuber und Barbara Thomaß geben einen Überblick über Globalisierungstendenzen im Rundfunksektor, und zeigen, wie die öffentlich-rechtlichen Anstalten und die EU darauf reagieren. Thomaß stellt in aller Kürze das Angebot von Programmen aus dem Ausland in Deutschland sowie von „Programmen für Ausländer“ dar; dazu paßt das Thema Barthold C. Wittes, der anschaulich über den deutschen Auslandsfunk (die „Deutsche Welle“) und dessen Entwicklung seit 1927 schreibt. Derselbe Autor gibt einen kurzen, etwas „westseitig“ erscheinenden Überblick über den Kampf um die „Neue Welt-Informationsordnung“, ein Thema, dem gerade angesichts des Erbes des Kalten Krieges und der Wiedervereinigung mehr Raum gebührt hätte... Abschließend versucht Schwarzkopf einen Ausblick, wie sich das duale System weiter entwickeln wird.

Die beiden gut aufgebauten Bände geben einen profunden Einblick in die Probleme, mit denen der öffentlich-rechtliche Rundfunk seit der Einführung des dualen Systems konfrontiert war und ist; freilich können – und wollen – die meisten Beiträge eine bestimmte Tendenz nicht leugnen: den Wunsch, den öffentlich-rechtlichen Rundfunk als Träger eines gesellschaftlichen Auftrages in seiner Existenz neben den privaten Anstalten zu legitimieren und zu stärken.

Edith Dörfler

Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft

Band 10

Elisabeth Mixa: Zwischen den Sprossen

Aufstiegsbedingungen und Karrierebarrieren für Medizinerinnen im professionellen und universitären Feld

ISBN 3-85224-057-3; ÖS 260,-

Unterschiedliche Geschlechterverteilungen im Berufsfeld Medizin und mögliche Erklärungen für die Unterrepräsentanz von Ärztinnen im universitären Feld werden in der vorliegenden Studie von Elisabeth Mixa erstmals für Österreich umfassend thematisiert und empirisch untersucht.

In einer Verknüpfung von medizin-, professions- und wissenschaftssoziologischen Zugängen analysiert Elisabeth Mixa zunächst aus der Genderperspektive Beschäftigungsverhältnisse in der Medizin nach unterschiedlichen Kriterien in ihrer historischen Entwicklung. Den Hauptteil der Untersuchung bilden die Ergebnisse einer an der Wiener Medizinischen Fakultät durchgeführten Befragung zu möglichen Ursachen für die marginal bleibende Präsenz von Frauen in akademischen Führungspositionen, konkret in der Medizin. In der sehr differenzierten Herangehensweise, die Ursachen von traditionellen Vorurteilen zu trennen bemüht ist, finden sich z.T. bekannte bzw. vermutete Ursachen in quantitativen Ergebnissen bestätigt. Gleichzeitig werden weitverbreitete (Alltags-) Thesen, wie beispielsweise die Reduktion von Diskriminierung auf die Unvereinbarkeit von Beruf und Familie, widerlegt und neue Fragen aufgeworfen.

Die Studie bietet sowohl eine solide Grundlage für die Entwicklung von Fördermaßnahmen als auch für weitere Untersuchungen zur Thematik.

Bestellungen des Buchhandels sind zu richten an den Kommissionsverlag:

Print Media Austria-AG

(vormals Österreichische Staatsdruckerei AG),

Rennweg 16, A-1037 Wien, Telefon 01/797 89-315

NEUERSCHEINUNG



Wolfgang Pensold

Die Welt aus erster Hand **Als das Fernsehen nach Ottakring kam**

1955 startet der Österreichische Rundfunk sein Fernsehprogramm. Das Buch basiert auf einer Oral-History-Studie. Zu Wort kommen 20 Ottakringer Zeitzeugen über ihre persönlichen Erlebnisse mit dem aufkommenden Fernsehen. „Das war fa-fa-fa-fantastisch!“

Schriften des Ludwig Boltzmann Instituts für neuere österreichische Kommunikationsgeschichte, Band 1

151 Seiten, brosch., illustr., öS 150,-
Wien: Literas-Universitätsverlag, 1999
ISBN 3-85429-158-2

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 44668W87E

medien & zeit

A-1180 Wien, Postfach 442

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1090 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien